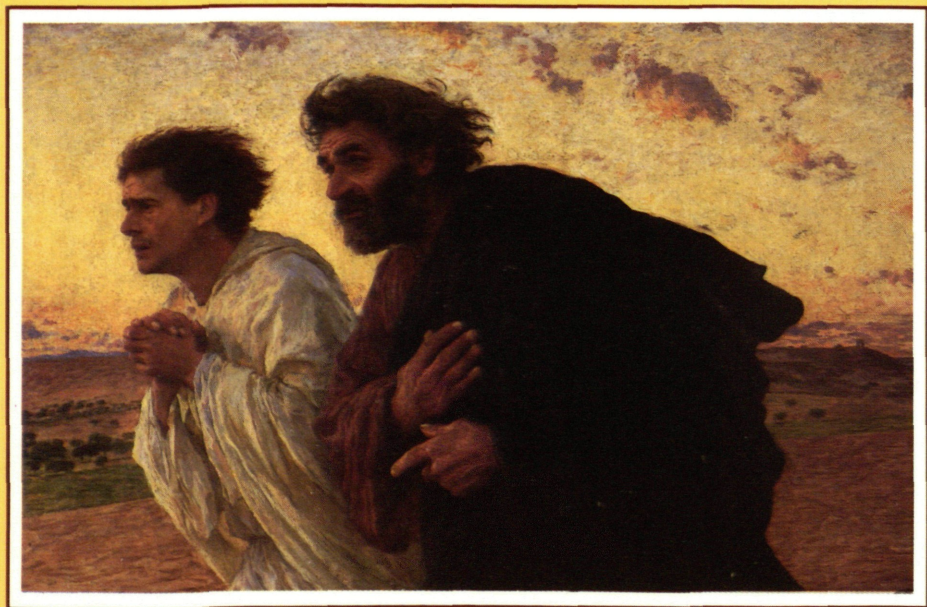


Göttliche Führung



*Bekannte Persönlichkeiten erzählen
aus ihrem Leben*

*Kurt Heimbucher
Traugott Thoma
(Hrsg.)*

EDITION C

**Kurt Heimbucher/Traugott Thoma
(Hrsg.)**

Göttliche Führung

**Bekannte Persönlichkeiten
erzählen aus ihrem Leben**



**Verlag der
Liebenzeller Mission
Bad Liebenzell**

ISBN 3 88002 276 3

Alle Rechte vorbehalten, auch der auszugsweisen Wiedergabe und
Fotokopie

© Copyright 1985 by Verlag der Liebenzeller Mission,
Bad Liebenzell

Umschlagbild: „Petrus und Johannes eilen zum Grab“ von
Eugène Brumand (Nationalmuseum, Paris)

Satz: Satzstudio Six, Altötting

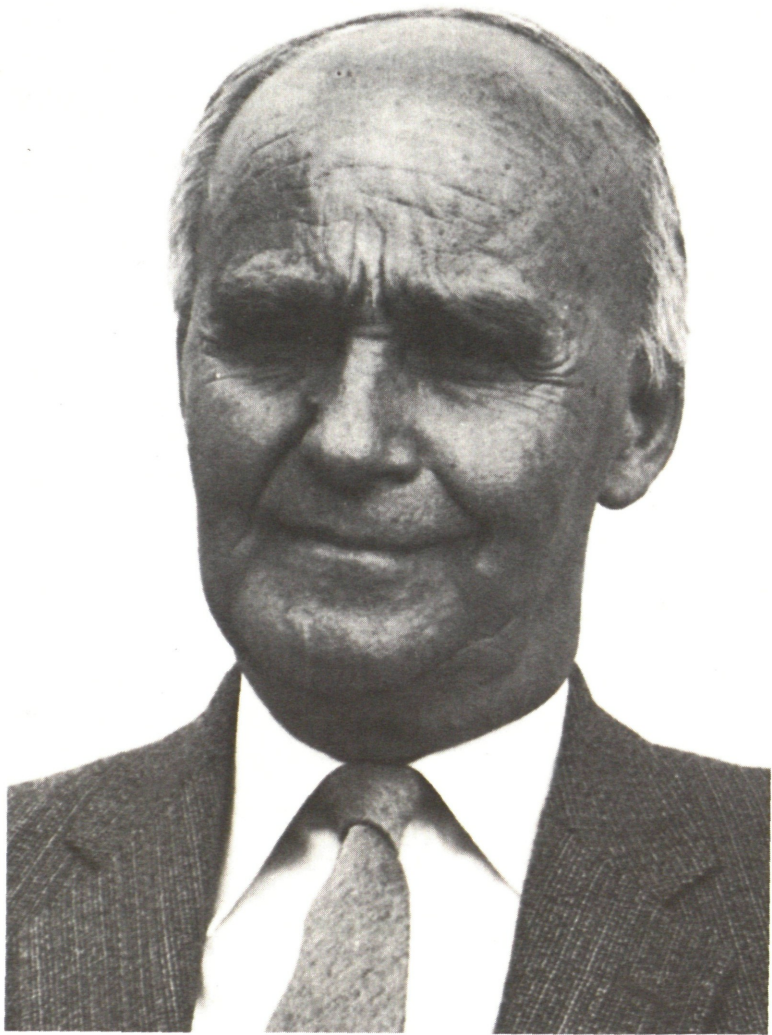
Herstellung: St.-Johannis-Druckerei, Lahr-Dinglingen

Printed in W. Germany

Inhalt

Vorwort Arno Pagel	7
Emmi Busch – „Du wirst mich vor Angst behüten...“ Traugott Thoma	9
Der lichte Weg Ernst Decker	21
...aber seid getrost! Elisabeth Sauter-Dreisbach	31
Carl Eichhorn – Vater im Glauben Ernst Browarzik/Gerhard Brendel	43
Herr, ich sehe deine Welt Gerhard Engelhard	49
Er führet mich auf rechter Straße Hermann Findeisen	55
Wunderbare Botschaft seiner Liebe Alfred Gajan	65
Der eine hat gepflanzt, der andere begossen; Gott aber hat das Gedeihen gegeben Martin Holland	73
Die geheimnisvollen Wege Gottes Dr. David Jaffin	85
Erlebnisse mit der gesungenen Botschaft Wilfried Mann	93
Eine Begegnung im Flugzeug Eduard Ostermann	97

Wegbereiter der Gnade Gottes Christoffer Pfeiffer	105
Jesus disponiert den Weg seiner Leute Erich Schnepel	111
In Gottes Hand Emanuel Scholz	119
Kennen wir Jesus? Wilhelm Weiland	125
„Missionszelt“ – Vom Fremdwort zum Hauptwort Bernd Wetzel	131



Arno Pagel

Vorwort

Der Verlag der Liebenzeller Mission hat in den letzten Jahren einige Bücher herausgebracht, die Berichte von Menschen der Gegenwart über ihre Erfahrungen mit dem lebendigen Gott, dem Herrn Jesus Christus und der Bibel enthalten. Diese Bände haben eine große Beachtung und erfreuliche Verbreitung gefunden. Unsere Zeitgenossen haben Mühe, gedanklichen Darstellungen des christlichen Glaubens zu folgen, so nötig und wichtig diese auch sind. Viel eher horchen sie auf, wenn von der Kraft und Wirklichkeit dieses Glaubens im Leben heutiger Menschen die Rede ist.

Gerade darum geht es auch in dem Buch, auf das neu hinzuweisen ist. Gott lebt, wirkt, führt, bewahrt und gebraucht Menschen als Segensträger für andere. Jesus Christus ist keine Gestalt frommer Tradition. Menschen erfahren ihn heute als den Heiland, der Schuld vergibt, und als den Herrn, der Sinn und Zukunft schenkt. Beten ist kein Reden in eine nebelhafte Scheinwelt hinein, sondern eine gestaltende und verändernde Macht. Christen finden sich zu einer Gemeinschaft zusammen, deren Glieder auch ihre Mängel und Nöte haben. Und doch ist die Gemeinde Jesu wie ein bergendes Haus. Man freut sich in ihr an den Brüdern und Schwestern im Glauben.

Von solchen Dingen und noch manchem andern handeln die Beiträge dieses Buches. Die sie beigesteuert haben, kommen aus allen möglichen Berufen und Lebensbereichen. Sie erzählen und schreiben ganz unterschiedlich – aber doch immer so, daß bei schon Gläubigen der Glaube gestärkt wird und sie zu einem Leben des vollen Vertrauens und Gehorsams ihrem Gott gegenüber ermutigt werden. Wer aber im Blick auf den Glauben der Christen noch seine Bedenken und Schwierigkeiten hat, dem öffnet sich hier vielleicht eine Tür, wie sie verringert oder überwunden werden können.

Arno Pagel



Emmi Busch

„Du wirst mich vor Angst behüten...“

Am 25. August 1900 wurde Emmi Busch in Gellershagen bei Bielefeld geboren. Der Vater, Friedrich Müller, war Rektor an der evangelischen Volksschule. Im Geschwisterkreis von vier Buben und zwei Mädchen wuchs Emmi Busch heran. Es war eine echte westfälische Familie, wo sich alle wohl und geborgen fühlten.

Entscheidung für Christus

Von frühester Kindheit an besuchte Emmi die Sonntagsschule und saß unter Gottes Wort. Jeden Sonntag ging die ganze Familie zur Kapelle in den Gottesdienst, wo ihr Vater jahrelang die Orgel spielte und den Kirchenchor leitete.

Täglich war Morgen- und Abendandacht. Der Vater las ein Kapitel aus der Familienbibel. Oft sang man mit Klavierbegleitung die schönen Choräle und Erweckungslieder. Regelmäßig betete Emmi Busch nicht nur mit den Lippen, sondern von Herzen. Und doch fehlte das Wichtigste - die Entscheidung für Jesus Christus. Wie kam es dazu?

Bis zur Mittleren Reife besuchte Emmi Busch die Cecilienschule in Bielefeld. Mit 16 Jahren hatte sie keine Lust mehr und ging von der Schule ab, um sich auf dem Konservatorium als Musiklehrerin Vorbildung zu lassen. Doch nach einem Jahr gelüstete es sie doch wieder, mit der Ausbildung weiterzumachen. Sie ging zurück auf das Oberlyzeum der Cecilienschule und hinterher auf die Seminarklasse, um dort Lehrerin zu werden.

Doch dieses eine Jahr, in dem sie ausgesetzt hatte, wurde entscheidend für ihr ganzes Leben. Sie bekam jetzt als Klassenlehrerin die Frau, die Seelsorgerin, die Gott ihr bestimmt hatte.

Emmi Busch schreibt: „Ich war damals ziemlich unleidlich zwischen 14 und 18: vorlaut, frech und albern, na ja, wie man so ist, und gefiel mir selber ganz und gar nicht. Ich spürte

auch, daß kein Mensch mich leiden konnte, so 'ne Type mochte ja keiner. Und ich wäre gerne anders gewesen. Ich kannte alles Christliche, aber ich hatte es selber nicht. Ich wußte, daß man in Gottes Kraft ein Segen sein konnte, aber ich spürte diesen Segen nicht. Und da war es entscheidend für mich, daß diese fromme Oberstudienrätin Pape das mir anmerkt hat und gelegentlich besondere Gespräche bei Schulausflügen mit mir führte über das, was ich eigentlich verlangte, was ich ersehnte und was mir geschenkt werden könnte.“

Am 25. August 1918 erhielt Emmi Busch einen wichtigen Brief. Dieser Brief, von Oberstudienrätin Pape zum 18. Geburtstag, wurde entscheidend für ihr ganzes Leben. Er lautet: „Ich möchte Sie heute grüßen mit dem Wort aus Philipper 3, da sagt Paulus: ‚Nicht daß ich's schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei, ich jage ihm aber nach, daß ich's auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin.‘“

Den letzten Satz hatte die Lehrerin dick unterstrichen und schrieb dazu: „Alle Ihre Unruhe und alle Ihre Sehnsucht nach etwas anderem, nach etwas Höherem und Besserem ist darin begründet, daß dieser letzte Satz schon für Sie zutrifft: ... ‚nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin‘. Sie dürfen einfach diese Tatsache glauben und für sich nehmen und auf dieser Grundlage weiterjagen.“

Emmi Busch schreibt dann: „Und das habe ich dann angenommen für mein Leben; an dem Abend habe ich dem guten Hirten mein Leben übergeben. Ich wußte: ‚Er hat mich gemacht und nicht ich selber zu einem Schaf seiner Weide.‘ Und ich habe nun als solch ein Schaf des guten Hirten mein Leben führen können und es keinen Moment bedauert.“

Pfarrfrau und Mutter

Nach abgeschlossenem Studium bekam Emmi Müller keine Anstellung im öffentlichen Dienst. Dafür fragte der Direktor der Schule, ob sie seine Sekretärin werden wolle.

Gern übernahm sie diese Stelle und hatte genügend Zeit,

als junger entschiedener Christ für Jesus tätig zu werden. Sie wurde Leiterin der großen Jugendgruppe im Kindergottesdienst. In diese Zeit fällt auch die Bekanntschaft mit dem neuen Vikar Wilhelm Busch.

Aus jener Zeit ist uns folgendes überliefert. Es soll hier erzählt werden: Als junger Mann kam Wilhelm Busch zu Beginn seiner Amtszeit in das Haus von Rektor Friedrich Müller. Da lag auf dem Klavier eine Bibel. Als Wilhelm Busch sie in die Hand nahm, stellte er fest, daß viele Stellen rot und grün angestrichen waren. Daneben waren Daten eingetragen. Da fragte Vikar Wilhelm Busch – es war eine große Familie: „Wem gehört denn diese Bibel?“ – „Die gehört Emmi!“

Solch ein Mädchen wollte er haben, welches begriffen hat, daß Jesus auf dieser Leitung zu uns redet und sonst auf keiner anderen. Dies war der Anfang. Im Gemeindedienst lernten sie sich näher kennen und lieben, so daß Emmi Busch später sagen konnte: „Da fing mein Leben an, als ich dich liebte.“

Am 23. Mai 1923 war die Hochzeit. Es war ein schöner Tag. Viele Freunde waren gekommen. Ein alter Pfarrer hielt die Tischrede über das Bibelwort: „Ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei.“ Er sagte: „Nicht eine Herrin, die über ihm den Pantoffel schwingt. Nicht eine Sklavin, die unter ihm zu Füßen liegt, auch nicht neben ihm – als Nebensache, sondern eine Gehilfin, die um ihn ist.“

Wilhelm Busch sagte einige Jahre später: „Ich heiratete ein Mädchen, das ich heute noch liebe. Wir wünschten uns acht Jungen, die alle Posaune blasen sollten. Das dachten wir uns sehr hübsch. Gott schenkte uns zwei Söhne und vier Töchter. Und als Jugendpfarrer von Essen hatte ich viele, viele Söhne.“

Manchmal kam Wilhelm Busch nach Hause und sagte: „Liebe Frau, ich glaube, wir sind die einzig glückliche Familie.“ – „Ach wo“, lachte sie, „das ist eine Übertreibung.“ – „Doch, doch“, sagte er, „ich bin in so vielen Häusern gewesen, es sieht jedenfalls so aus.“

Ein unvergeßlicher Sonntag

Die ersten zehn Jahre der Ehe waren so schön, daß Emmi Busch oft dachte: „Glück ist genug!“

Doch dann kam ein unvergeßlicher, schwerer Sonntag über die Familie. Die Kinder waren alle zu Bett gebracht und auch zur Ruhe gekommen. Im Gitterbettchen schlief der kleine Eberhard, der 14 Monate alte Bub. Alle Kinder waren so fröhlich und zufrieden eingeschlafen.

Zwischen 21 und 22 Uhr kam Pfarrer Busch vom Weigle-Haus zurück. Emmi Busch backte ihm seine geliebten Pfannkuchen. Dabei tauschten sie einige Tagesereignisse aus, und um 22.30 Uhr gingen sie gemeinsam hoch in ihr Schlafzimmer. Frau Busch wollte, wie üblich, ihren Jüngsten, Eberhard, noch etwas in seinem Bettchen zurechtlegen. Doch diesmal rührte er sich nicht! Sie sagte: „Eberhard!“ Er rührte sich nicht. „Eberhard“, rief Frau Busch! Wieder keine Reaktion. „Eberhard!“

Da rief Wilhelm Busch: „Er ist tot!“ Frau Busch sagte: „Tot? Man stirbt doch nicht von nichts!“

Aber – er war tot! Pfarrer Busch hat dann das Kind genommen und brachte es sofort zum nahen Krankenhaus, wo man Wiederbelebungsversuche machte. Aber – der geliebte Eberhard war tot.

Für die Familie war dies ein unfaßbarer Schmerz, daß ihr kleiner, lebendiger, fröhlicher Eberhard nun wirklich tot sein sollte. Frau Busch konnte immer nur zu Gott schreien: „Ach mein Herr Jesus, wenn ich dich nicht hätte; ich wüßte nicht, wo ich vor Jammer bliebe.“ Dieser Schmerz und diese große Lücke waren fast nicht tragbar.

Damals las Emmi Busch eine Lebensbeschreibung von Charlotte Reihlen. Sie war eine Schwäbin und mußte auch ein kleines Kind hergeben. Dieses Zeugnis, diese Lebensbeschreibung wurde Frau Busch zur Botschaft Gottes. Ein alter Seelsorger, der mit Frau Reihlen gesprochen hatte, sagte zu dieser: „Wenn der gute Hirte eine Schafsmutter nicht mehr recht von der Stelle kriegen konnte, dann brauchte er nur das Schäflein, das Junge, auf den Arm zu nehmen, dann folgte die Mutter von selber.“

Dieses Beispiel hat Frau Busch so getröstet, daß sie sagen konnte: „O du treuer Hirte, ich danke dir dafür, daß du mich weiterführen willst dadurch, daß du mein junges Schäflein zu dir auf deine Arme genommen hast.“ Dieser kleine Eberhard war in den Armen des guten Hirten am besten geborgen.

Ein großer Verlust

Elf Jahre später wurde auch der älteste Sohn Wilhelm der Familie entrissen. Das war wieder ein schrecklicher Schmerz. Wilhelm war ein Bluter und hätte nach dem Notabitur nicht eingezogen werden dürfen. Aber alle Abiturienten wurden 1942 eingezogen. Er mußte nach Rußland und ist bei Luga gefallen.

Kurz vorher schrieb er einen Brief nach Hause: „Wir hatten schwere Kämpfe in der letzten Zeit, und viele von meinen Kameraden sind gefallen. Aber ich habe erleben dürfen, wie der Psalmist schreibt: ‚Ob tausend fallen zu deiner Rechten und zehntausend zu deiner Linken, so wird es doch dich nicht treffen.‘ Und so habe ich die Hoffnung, daß Gott mich durchbringt und daß ich überleben darf auch in diesen schweren Kämpfen hier.“

Als dieser Brief in Essen ankam, war er schon gefallen.

Das Allerschwerste für Frau Busch war, daß ihr ältester Sohn so mit der Durchhilfe Gottes gerechnet hat. Was hat dieser Junge in den drei Sterbetagen auf dem Hauptverbandplatz durchstehen müssen, bis er mit Gottes Wegen einverstanden war, daß er nie mehr heimkehren darf.

Auch Pfarrer Wilhelm Busch hat den Verlust seiner Söhne wohl nie ganz verkräftet. Der Schmerz blieb in seinem Herzen bis an sein Lebensende.

Eine besonders schwere Zeit

Die Zeit des Kirchenkampfes im Dritten Reich war für die Familie Busch eine besonders schwere Zeit. Emmi Busch meinte: „Die Zeit war schwerer als die schrecklichen Bomben-

angriffe auf Essen.“ Wilhelm Busch war Staatsfeind Nr. 1, da er seinen Auftrag, die Essener Jugend zu Jesus zu führen, mit großem Eifer und Einsatz wahrnahm. Die Gestapo hat ihn ständig bespitzelt und mehrmals wochenlang in Haft gesetzt.

Pfarrer Busch berichtet: „Ich saß im Dritten Reich mal wieder im Gefängnis – um meines Glaubens willen. Der Anstaltspfarrer hatte mich besucht und gesagt: ‚Ihre Aussichten sind schrecklich.‘ Dann war er gegangen. Und ich blieb allein zurück in dieser Zelle. Sie war sehr eng. Ganz oben war ein kleiner Lichtspalt. Es war kalt, und ich fror. Die ganze Atmosphäre, in die ich geraten war, war so grauenvoll kalt. Ich hatte Heimweh nach meiner Frau, nach meinen Kindern, nach meinem Amt, nach meinen Jungen, ich war ja Jugendpfarrer. Und da saß ich – ohne Hoffnung.

Als der Abend hereinbrach, überfiel mich eine grenzenlose Verzweiflung. Ich weiß nicht, ob Sie wirkliche Verzweiflung kennen? Das war für mich das größte Erlebnis, wo der Herr Jesus in meine Zelle trat! Er lebt! Er kann durch verschlossene Türen gehen. Und er tat es und stellte mir sein Sterben am Kreuz vor die Augen, wo er für mich als Sünder gestorben ist. Und ich hörte sein Wort im Ohr: ‚Ich bin der gute Hirte. Der gute Hirte läßt sein Leben für die Schafe.‘

Es war das größte Erlebnis für mich, daß selbst drei Riegel den Heiland nicht aufhalten können, wenn er zu angefochtenen Seelen kommen will. Er kam nie mehr in solcher Weise zu mir wie in jener ganz schrecklichen Gefängniszelle. Als meine Frau mich einmal besuchte und sagte: ‚Du gehst ja zugrunde‘, konnte ich nur erwidern: ‚Nein, mir geht’s wie den Priestern bei der salomonischen Tempelweihe. Da heißt’s: ‚Die Herrlichkeit des Herrn erfüllte den Tempel, daß die Priester nicht stehen konnten.‘ So war meine dreckige Zelle erfüllt mit der Gegenwart Jesu, daß ich’s fast nicht aushielt.“

Es geht im Christenleben durch viel Anfechtungen. Sie werden nicht anders überwunden, als daß der Heilige Geist uns Jesus verklärt und der Herr selber zu uns kommt.

Wie sie war

Emmi Busch verstand es, Wilhelm Busch und den Kindern ein Hauswesen zu schaffen, daß es ihnen ging wie Matthias Claudius, der sagte: „Mein Herz freut sich, wenn ich von fern den Giebel meines Hauses sehe.“

Welch eine Frau sie war, berichtet ein kurzer Abschnitt aus ihrem Leben:

„Nun wird's Zeit für die Weihnachtspakete. Wer von euch etwas für die Großeltern hat, muß es mir bis heute abend geben. Wie ein Blitz war diese meine Erklärung in die Kinderschar gefahren. Und nun sitzen sie und basteln und schneiden und pinseln und kleben, daß man meint, man sei in eine Werkstätte von jungen Künstlern geraten. Schon nach kurzer Zeit ist unsere Jüngste fertig und drückt mir ihr Machwerk in die Hand. Es ist ein Bibelspruch mit Ranken drum herum. Ich bin enttäuscht! Sie hatte letzthin angefangen, kleine rührende Gedichtchen zu machen. Vielleicht hatte ich so eins erwartet. Bibelsprüche, gezeichnete und gemalte, verschenkt sie schon seit Jahren. So geb ich ihr diesen zurück mit der etwas ärgerlichen Bemerkung: ‚Fällt dir denn gar nichts anderes ein? Mach doch nicht immer dasselbe!‘

Und tatsächlich, sie scheint selbst etwas betroffen zu sein und setzt sich noch einmal an ihr Pult zum Arbeiten. Wieder seh ich sie zeichnen und malen, die Bäckchen werden rot vor Eifer, das Zünglein versucht mitzuhelfen. Ein tiefer Seufzer der Erleichterung verkündigt schließlich, daß sie fertig ist. Vorsichtshalber wickelt sie nun ihr Kunstwerk in ein Weihnachtspapier ein und überreicht es mir: ‚Hier ein Kalender!‘

Ach, ein Kalender, so seufze ich innerlich. Zu sagen wage ich es nicht zum zweiten Male, daß ich auch jetzt nicht entzückt bin. Im Geist sehe ich das Wohnzimmer der Großeltern vor mir mit all den vielen Bildern und Andenken an den Wänden.

Wo wird da noch Platz sein für einen Kalender? Und wieviel von den 20 Enkeln werden wohl die gleiche Idee gehabt haben und die Großeltern mit Kalendern beglücken?

Doch als ich nun mein Töchterlein so befriedigt und glücklich nach vollbrachter Tat vor mir stehen sehe, kann ich ihm

nur sagen: ‚Da hast du dir aber jetzt recht Mühe gegeben!‘

Und was macht's auch, so gehen meine Gedanken weiter, wenn der Kalender vom Weihnachtstisch aus in den Papierkorb wandert! Dies Kindergeschenk hat natürlich keinen Wert in sich. Es soll ja wie alle unsere Geschenke an Weihnachten nur ein Zeichen sein. Ein Zeichen dafür, daß Gott uns beschenkte und daß damit seine Liebe in die arme Welt hereinbrach und wir nun auch schenken und Freude machen möchten.

Es ist 8 Wochen nach Weihnachten. Da bringt der Telegraphenbote mir die traurige Nachricht: Mutter heimgegangen! Weinend erzähle ich es den Kindern, deren liebevolle Herzen gleich an den einsam Zurückbleibenden denken. ‚Ach, der arme, arme Opa!‘ Noch nie sahen sie ihn allein ankommen. Immer waren sie zusammen, der Opa und die Oma. Und nun auf einmal – wie wird der Opa das nur aushalten können?

Auch mich bewegt dieser Gedanke, als ich zu ihm fahre. Mir ist selbst das Herz so schwer, wie soll ich ihn trösten können?

Und dann bin ich daheim wie früher, und es ist alles ganz anders als sonst. Und wir weinen miteinander! Aber es ist seltsam. Ich spüre, wie in all seinem großen Schmerz der einsame Mann getragen wird. Hier ist getröstete Trauer. Ja – es liegt über allem etwas wie ein himmlischer Glanz.

Als ich dankbar davon spreche, erzählt er: ‚Es war nicht gleich so! Als die Mutter heimging, war ich wie erschlagen! Ich hatte so wenig damit gerechnet. Aber dann hat Gott mir persönlich einen Tröster gesandt. Gerade, als ich ihn so nötig hatte. Und dieser liebe Tröster, das war der Weihnachtskalender.‘ Staunend frage ich: ‚Der Weihnachtskalender? Existiert der denn überhaupt noch?‘ ‚Ach ja‘, antwortete er. ‚Ich hab ihn damals im Schlafzimmer aufgehängt. Sieh her‘, und damit holte er ihn herbei, und ich sehe zum ersten Mal, daß unsere Jüngste für jeden Monat einen extra Spruch oder Vers gemalt hat. Dann erklärte er mir: ‚Im Januar hat das Wort schon so gepaßt: ‚Der Herr ist mein Hirte‘, stand da, und das hat in ihren Leidenstagen unsere Mutter täglich erquickt. Und nun sieh, was die Kleine für den Februar ausgesucht hat: ‚Was Gott tut, das ist wohlgetan!‘ Kannst du nun verstehen,

daß mir dieser Kalender zu einem lieben Tröster geworden ist?’

Ganz ergriffen muß ich immer wieder dieses Wort lesen. Wie hatte ich doch das Weihnachtsgeschenk verachtet. Nun war es nicht nur ein Zeichen gewesen für die Liebe Gottes. Nun hatte es der Tröster der Betrübten als Werkzeug benutzt und die Weihnachtsbotschaft wahr gemacht: ‚Dieser kann und will uns heben aus dem Leid ins Himmels Freud.‘“

Unter Gottes Führung

Emmi Busch war nicht nur eine gute Hausfrau, Ehefrau und Mutter, sondern auch – wie die Bibel sagt – „eine Gehilfin, die um ihn sei“. Bei unzähligen Manuskripten von Predigten, Aufsätzen und Büchern las sie Korrektur. Sie hat ihren Ehemann kritisiert und korrigiert. Kurz gesagt: Sie war die beste aller Frauen für ihn. Nach 40jähriger Ehe sagte Wilhelm Busch: „Wenn ich es noch mal zu tun hätte, ich liefte ihr nach bis ans Ende der Welt.“

Es war an einem Samstagmorgen. Sieben Eß- und Schlafgäste waren angemeldet worden. Es ging für eine Hausfrau „rund“, daß man doppelt soviel Zeit bräuchte, um mit der Arbeit fertig zu werden. Emmi Busch hatte noch keine Zeit zur Stille vor Gott gefunden. Plötzlich ging durch ihren Sinn: „Das ist ein Werk des Teufels – der mir mit aller Gewalt die Morgenandacht unterbinden will.“

Kurzentschlossen setzte sie sich in ihr geliebtes Zimmerchen und schlug die Bibel auf und las Psalm 32, den Psalm, den sie schon als Schulmädchen gelernt hatte. Aber erst jetzt las sie bewußt Vers 7: „Du wirst mich vor Angst behüten, daß ich errettet gar fröhlich rühmen kann.“ Dabei kam ihr der Gedanke: „Das ist ein gutes Wort für solche, die eine Operation vor sich haben – denen angst ist!“

Mit neuer Frische und Eile kehrte sie an ihre Arbeit zurück. Schon waren die Schlafzimmer alle gerichtet. Nun mußte nur noch fürs letzte der große Steinkrug mit Wasser gefüllt werden. Fröhlich wollte sie ihn an seinen Platz stellen, da – stolperte sie auf der Schwelle, stürzte hin, der Krug zerbrach und

schnitt ihr den Arm auf – das Blut spritzte zur Decke! In einem Augenblick stand sie am Rande des Todes. Auf ihren Ruf sprang ihre Hilfe herbei, band den Arm mit einem Lederriemen ab, telefonierte ins Krankenhaus um einen Krankenwagen – zehn Minuten später lag Emmi Busch auf dem Operationstisch.

Der Professor sagte, sie sei ein Reklamefall, weil nach einiger Zeit alles wieder gut verheilt war. Ihr war aber etwas anderes groß geworden: Gott kann unsere Seele so in seinen Frieden einhüllen, daß sie keine Angst mehr erschüttern darf: „Du wirst mich vor Angst behüten.“

Zeit und Ewigkeit

Gläubige Christen sind Reisende zu einem großen Ziel. Von Abraham heißt es in der Bibel: „Er wohnte in Zelten und wartete auf eine Stadt, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist.“ Am 20. Juni 1966 rief Gott unerwartet ihren lieben Ehemann durch einen Herzinfarkt in die Ewigkeit. Unbeschreiblich litt sie unter dem Verlust.

Mitten in diese Traurigkeit bekam sie einen Brief von Oberkirchenrat Werner de Boor aus Schwerin. Er schrieb: „So denken wir an Sie und erbitten es für Sie, daß dieser Reichtum an Freude und Schmerz Sie in Ihren Aufgaben sehr segnet und Sie zubereitet für das, was an Herrlichkeit vor Ihnen liegt.

Freilich, dann ist es bei Ihnen so, wie es Paulus von einem anderen Grunde her von sich selber sagt: ‚...daß ich große Traurigkeit und Schmerzen ohne Unterlaß in meinem Herzen habe.‘ Wie gut, daß es so sein darf und nicht ‚unchristlich‘ ist! Der Schmerz hat als die andere Seite tiefer Freude sein volles Recht, das niemand ihm nehmen soll. Aber das hindert nicht das ‚Freuet euch in dem Herrn allewege! Noch einmal sage ich: Freuet euch‘, das der gleiche Paulus schrieb. Er faßt es selber zusammen: ‚Als die Traurigen, aber allezeit Fröhlichen.‘“

Und das war für sie solch ein gewaltiger Trost und solch eine Hilfe. Das war ihr eine ganz neue Offenbarung, daß sie es lernen durfte: Die Freude am Herrn und die menschliche Trau-

rigkeit bestehen nebeneinander. Eines wird durch das andere vertieft und bekommt durch das andere einen ganz neuen Gehalt. Daß es nebeneinander heißen darf: „Wir überwinden weit...“ und „Wir haben große Traurigkeit“. So hat ihr Gott immer das rechte Wort gegeben, das sie brauchte.

Als ihr Mann in die Ewigkeit abgerufen wurde, war Emmi Busch erst 65 Jahre. Das ist ja normalerweise der Anfang eines Rentenalters. Und so überlegte sie: „Was kann ich noch für meinen Heiland Jesus Christus wirken?“ So wurde ihr nach einiger Zeit klar: „Es gibt so wenig Menschen, die wirklich Zeit haben – die sich Zeit nehmen –, wo einsame Menschen ihr Herz ausschütten können.“

Der Vormittag sollte der großen Familie mit den vielen Gästen gewidmet sein. Am Nachmittag sollte jeder Besucher wissen: „Emmi Busch hat Zeit für uns.“ Das gab ihrem Leben einen schönen Rhythmus und ein neues Ausgefülltsein.

Emmi Busch war noch sehr gesund und konnte noch viel leisten bis zum September 1981. Da überfiel sie eine schwere Augenthrombose. Der Augenarzt sagte: „Ihr Augenlicht können wir Ihnen nicht wiedergeben, aber wir können helfen, daß Sie keine Schmerzen haben.“ Emmi Busch sagte sich: „Ich will mich fügen und halten still und mich begnügen, wie Gott es will.“

Im Blick auf ihre letzte Wegstrecke sagte sie: „Ich will mich freuen auf den Augenblick, wo es heißen wird: ‚Ich will satt werden, wenn ich erwache, an deinem Bilde.‘“

Am 06. Juli 1984 rief Gott seine treue Magd in die himmlische Herrlichkeit: „Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen“ (Offb. 21,4).

Traugott Thoma



Ernst Decker

Der lichte Weg

„Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege!“ (Ps.119,105).

Ein Zweifaches ist es, was meinem Leben Weisung und Richtung gegeben hat: die Gebete eines alten Mannes und das damit verbundene geheimnisvolle Wirken des Heiligen Geistes.

Und so fing es an

Ein über hundertjähriges Bauernhaus mit weißem Fachwerk und braunem Strohdach. Eine schmale, urrechte Bauernstube: Umlaufende Bänke, grobe Stühle, ein Glasschrank mit bunten Tassen, eine Ofenbank, ein breiter, starker Tisch mit blankgescheuerter Eschenplatte. Verblaßte Bilder in schwarzem Rahmen an den Wänden. Ein hoher Lehnstuhl und dicht daneben in der Ecke an der Wand eine Uhr mit buntem Zifferblatt und glänzenden Messinggewichten. Der ruhige, gleichmäßige Pendelschlag zählt wie fallende Tropfen die Sekunden der flüchtigen Zeit, und der helle Glockenklang kündigt den Ablauf der Stunden.

Es ist Sonntagnachmittag. Über die stille Dorfstraße kommen Menschen langsamen, gemessenen Schrittes und nehmen ihren Weg zu diesem alten Haus. Die Männer im dunklen Rock oder blauen Leinenkittel, die Frauen im schlichten Sonntagskleid mit bunter Kattunschürze. Einigen von ihnen hat die schwere Arbeit auf dem rauhen Acker den Rücken gebeugt, und die Gesichter sind gezeichnet von der Härte des Kampfes um das liebe, tägliche Brot. So kommen sie, ernst und still, betreten mit kurzem Gruß die alte Stube und nehmen auf den Bänken und Stühlen Platz, die Männer um den Tisch her, die Frauen im Hintergrund und auf der Ofenbank.

Hinter dem Tisch sitzt ein alter Mann mit weißem, auf die Brust fallenden Bart, ein ehrwürdiger Patriarch. Und neben ihm, ganz in der Ecke, sitzt ein etwa zwölfjähriger Bub. Für

diesen ist es gar nicht so eine schöne Sache, da zu sitzen, wenn draußen die Sonne so hell scheint und die Dorfbuben auf der Wiese ihre bunten Drachen steigen lassen. Aber da ist nichts zu machen. Der alte Mann, es ist mein Großvater, hält eine strenge Zucht, und er verlangt, daß sein Enkel am Sonntag-nachmittag unbedingt dabeisein muß, wenn die Versammlung der Landeskirchlichen Gemeinschaft hier in der Stube stattfindet. Da gab es keine Ausflucht – für fast anderthalb Stunden mußte ich da in der Ecke sitzen und ganz brav sein und zuhören auf das, was da geschah.

Vor dem Großvater auf dem Tisch liegt die alte Lutherbibel und daneben das Reichsliederbuch. Die Menschen sitzen still und andächtig, wenn der alte, würdige Mann jetzt bedächtig seine Brille aufsetzt und das Liederbuch aufschlägt. Sein Blick geht hin über die „Versammlung“. „Wir wollen diese Stunde in dem Namen Jesu beginnen mit dem Lied: Kommt, Kinder, laßt uns gehen, der Abend kommt herbei!“

Damit stimmt er selbst dieses Lied an, das er nun zeilenweise vorliest und das von der Versammlung auf diese Weise gesungen wird. Rau und auch wohl etwas unharmonisch klingt der Gesang, aber er kommt aus einem andächtigen Herzen, und darum klingt er schön. Zum Gebet erheben sich alle von ihren Plätzen und stehen mit gefalteten Händen und gebeugtem Haupt.

Dann schlagen die Männer, die um den Tisch her sitzen, ihre Bibeln auf, die sie mitgebracht haben. „Hat jemand ein Wort?“ fragt der Großvater. Nun geschieht es, daß einer der Männer – es sind meistens ihrer drei oder vier – ein Bibelwort vorschlägt oder auch selbst vorliest, ein Wort, mit dem er sich im Laufe der Woche irgendwie beschäftigt hat und worüber er jetzt seine Gedanken ausspricht.

Meistens aber ist es der Großvater selbst, der das Wort angibt und auch auslegt, worauf sich dann die anderen Brüder in der Aussprache anschließen. Der alte Mann spricht in der Sprache des Dorfes, wie sie die Bauern im Alltag sprechen.

Es ist aber auch ein Onkel da, der Mann der ältesten Tochter aus dem alten Hause, der schon einmal den Anfang macht, und der spricht hochdeutsch. Ihm ist eine besondere Gabe der Auslegung gegeben, so daß er sogar von auswärtigen Gemein-

schaften zur Wortauslegung und als Festredner gerufen wird.

Bei diesen Stunden der Versammlung in der alten Bauernstube, an denen ab und zu auch der Pfarrer teilnimmt, erfüllt sich ganz das Bibelwort: „... nachdem der Geist ihnen gebe auszusprechen!“

Das war mir, dem Knaben von damals, noch nicht bewußt. Ich litt sehr unter dem Zwang, hier unbedingt zuhören zu müssen. Das einzige, was mir da Freude machte, das waren die Lieder. Ich sang für mein Leben gern und hatte auch eine gute Singstimme. So konnte ich viele der alten, schönen Erweckungslieder bald auswendig. Daß sie mich später im Leben einmal begleiten und mir Freude und Trost sein würden, das konnte ich damals noch nicht ahnen.

„Goldene Freiheit“

So war es kein Wunder, als mein Berufsweg einige Jahre später hinausging in die Welt, daß ich mich mit beiden Armen hineinwarf in die „goldene Freiheit“. Draußen in der großen Stadt wehte ein anderer Wind als in dem Dorf auf dem stillen Westerwald. Es waren die Jahre nach dem ersten Weltkrieg, in denen der Materialismus seine Fahnen entrollte und die Redner in Vorträgen vor begeisterten Massen die Botschaft der neuen Zeit verkündeten, daß „Gott tot und Religion Opium für das Volk“ sei.

Auf einer solchen Kundgebung hörte ich einen Redner sagen: „Und was das bessere Jenseits angeht, ich leiste darauf Verzicht. Wir wollen dafür sorgen, daß es uns hier in dieser Welt gutgeht und nicht erst im besseren Jenseits.“

Da mußte ich an die Menschen denken, mit denen ich meine Kindheit verlebt hatte, besonders an den Großvater. Er hatte sich einmal für seine Kinder photographieren lassen, nicht aus Eitelkeit, sondern das Bild sollte ein Bekenntnis seines Glaubens sein. Da saß er mit der aufgeschlagenen Bibel, er deutete mit dem Finger auf eine Stelle, und im Augenblick der Aufnahme sagte er: „Hier steht geschrieben!“

Das war sein Bekenntnis, das war seine Stellung gegenüber dem Wort Gottes, das etwas sagte von einem „besseren Jen-

seits“, von einer ewigen Heimat, von einem neuen Himmel und einer neuen Erde. Da gab es keine Zweifel, da ging es nach dem Wort, das im elften Kapitel des Hebräerbriefes von Mose gesagt ist: „... denn er hielt sich an den, den er nicht sah, als sähe er ihn!“

Daran mußte ich denken, und das trennte mich von der Weltanschauung der neuen Zeit, für die man mich gerne gewinnen wollte. Aber ich fand auch nicht den Weg zurück zu den Menschen, die sich unter dem Wort Gottes zusammenfanden. Ich verfiel den Stätten der Vergnügungen: Theater, Kino, Caféhaus, damit erfüllte ich meine Zeit.

Ich wollte froh sein und das Leben genießen. Ich saß im Kreise lustiger Kameraden und begann innerlich zu vereinsamen. Wie habe ich später das Wort des Dichters von Platen-Hallermünde verstehen gelernt:

„Wer wüßte je das Leben recht zu fassen,
wer hat die Hälfte nicht davon verloren
im Traum, im Fieber, im Gespräch mit Toren,
im Liebeswahn und leerem Zeitverprassen!“

Der Brief

Da erreichte mich mitten hinein in dieses oberflächliche Leben ein Brief des alten Mannes auf dem Westerwald, des Großvaters, den er mir kurz vor seinem Tode schrieb. In diesem, mit Bleistift und mit zitternder Hand geschriebenen Brief, den ich heute noch besitze, stehen folgende Worte:

„... Du hast eine verborgene Kraft hinter Dir, ich will Dir's offenbaren – das ist die Fürbitte Deines Großvaters, welcher der Erhörung durch Glauben gewiß ist. Ich verstehe Deine Lage genau: Ein unerfahrenes Kind in einer versuchungsvollen Welt ohne vertrauensvollen Berater zu stehen. Ich habe Dich deshalb dem Heiligen Geist übertragen und bin gewiß, der wird es gut machen, daß Dein Leben mit den Gaben, vom Herrn geschenkt, nicht dem Fürsten dieser Welt geweiht werden.“

Diesen Brief, der letzte, den der Großvater mir geschrieben hat, konnte ich damals noch nicht in seiner ganzen geistlichen, seelsorgerlichen Tiefe verstehen. „Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geist Gottes“, sagt die Bibel.

Dann kam die Kunde vom Heimgang des lieben, alten Mannes, und ich fand nicht die Kraft und den Weg, an seiner Beerdigung mit dabeizusein. Er hatte am Buß- und Betttag nachmittags, wie immer, in der „Stunde“ das Wort Gottes gesagt, hatte sich am Abend in dem alten Hause, in das er eingehiratet und in dem er genau sechzig Jahre gelebt hatte, zur Ruhe begeben, war still eingeschlafen und im Schlaf hinweggenommen worden in jene Welt, wo der Glaube zum Schauen und die Hoffnung zur Erfüllung kommt.

Am Grab hatte der Pfarrer, der mich einmal konfirmiert hatte, über das Wort des alten Simeon im Tempel gesprochen: „Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden dahinfahren, wie du gesagt hast, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.“ Es war das rechte Wort für den lieben, alten Mann.

Einige Wochen nach Erhalt dieses Briefes ging ich an einem Abend spät aus einem Kreis fröhlicher Genossen durch die stillen Straßen der Großstadt zu meiner Wohnung. Und auf diesem Weg zwischen den hohen, schweigenden Häusern geschah es, daß in mir plötzlich ein Bild wach wurde: die alte Stube, und hinter dem Tisch der ehrwürdige alte Mann, der dem fernen Enkel in der großen Stadt am Rhein einen Brief schreibt. Die alte Uhr geht ihren ruhigen, gleichmäßigen Gang, um das Haus rauscht der Wind, das Dorf liegt im Abendfrieden. Und die Hand, diese von schwerer Arbeit auf rauher Ackerscholle geprägte Hand schreibt: „... und bin gewiß, daß Dein Leben mit den Gaben, vom Herrn geschenkt, nicht dem Fürsten dieser Welt geweiht werden –!“

Und da kam es über mich mit einer Gewalt, der ich mich nicht entziehen konnte, das Heimweh nach der dörflichen Kinderheimat und dem alten Bauernhaus auf dem hohen Westerwald. Noch in derselben Nacht packte ich meinen Koffer, und der erste Frühzug nahm mich auf und trug mich der alten Heimat entgegen.

Dann stand ich auf dem stillen Dorfkirchhof an einem

Grab, auf dessen Stein der Name des im Frieden vollendeten gesegneten Mannes stand. Unter dem Namen aber standen die Worte:

„Wohl dir, du wohnst im ewigen Lichte,
welches nie im Dunkel untergeht,
und vor deines Heilands Angesichte
denkst du deiner Kinder im Gebet.“

Diese Worte bewegten meine Seele zutiefst. Ist das wirklich so? Hört die Fürbitte, hier lange Jahre in Treue gehalten, auch in der ewigen Welt nicht auf? Fragen über Fragen bewegten mein Herz. Die Lösung dieser Fragen war mir näher, als ich ahnte.

Eine Evangelisationswoche

Damals, vor über fünfzig Jahren, war eine Evangelisationswoche noch keine so häufige Begebenheit wie heute. Es gab solche Wochen wohl in den großen Städten, kaum aber einmal auf dem Lande. Und gerade jetzt, kurz nach meiner Rückkehr, fand in unserer Kirche eine solche Woche statt. Abend für Abend verkündigte der Evangelist Daniel Schäfer mit Vollmacht das Evangelium von Jesus Christus. Das Gotteshaus war voll besetzt, und, was ich Wochen vorher noch für unmöglich gehalten hätte, auch ich saß dabei. Nach Jahren hatte ich den Weg wiedergefunden dahin, wo das Wort Gottes verkündigt wird.

Daß diese Woche gerade jetzt sein mußte, gehört mit zu den Wundern, die mein Leben bestimmt haben. Denn das Wort, das ich jetzt hörte, traf mich und schreckte mein Gewissen auf. Die nutzlos vergeudeteten Jugendjahre standen auf und klagten mich an. Ich erkannte meine Schuld. Aber ich erkannte auch den, der gekommen ist in diese Welt, um ein Sühnopfer für die Schuld der Menschen zu werden. Der Evangelist verstand es, den Hörern Jesus ganz groß zu machen als den Erlöser und Heiland der Welt. Das Kreuz des Erlösers leuchtete auf, und ich stand mit unter diesem Kreuz und

konnte es im Glauben fassen: „Du hast auch an mich gedacht, als du riefst: Es ist vollbracht!“

Ihm bekannte ich meine Sünden und erlebte das Wunder der Wiedergeburt: „Daß ich einen Heiland habe, der vom Krippelein bis zum Grabe, bis zum Thron, wo man ihn ehret, mir, dem Sünder, zugehört.“

Damit hatte ich den Weg in die Gemeinde der Gläubigen gefunden. Nach den langen Jahren in der Fremde, auch der inneren Fremde, fand ich hier Heimat und Geborgenheit. Und es ergab sich im Laufe der Zeit, daß ich die „Gaben, vom Herrn geschenkt“, hier einsetzen und mit ihnen in der Gemeinde dienen konnte. Damit aber legte der Herr seine Hand auf mich, um mich ganz in seinen Dienst zu nehmen.

In Dienst genommen

Im kleinen Kreis der Gemeinschaft fing es an, so, wie ich es als Kind im alten Bauernhaus erlebt hatte. Die Gedanken, die mich beim Lesen und Betrachten des vorgeschlagenen Gotteswortes bewegten, konnte ich der kleinen, versammelten Gemeinde sagen. Das führte, ohne daß ich selbst viel dazu getan hätte, auch zum Dienst in andere Gemeinden. Der Kreis wurde größer. Evangelisationswochen, zu denen ich gerufen wurde, konnte ich in meinen Ferien halten, die mir als damaligem Verwaltungsangestellten jährlich zustanden.

Diese Einladungen zu Evangelisationen nahmen so zu, daß ich meinen bürgerlichen Beruf aufgeben mußte und freier Evangelist wurde. Aus diesem Dienst mußte ich zu Beginn des Krieges einrücken zum Militär.

In mancherlei Gefahren während der folgenden sechs Jahre blieb mein Leben bewahrt und erhalten unter der schützenden Vaterhand meines Herrn. Nach dem Krieg konnte ich meine Arbeit auf dem Erntefeld Gottes wieder aufnehmen, zuerst als Prediger der Landeskirchlichen Gemeinschaft, dann als Evangelist der Deutschen Zeltmission, die mich in ihren Dienst berief. In diesem gesegneten Werk durfte ich fünfzehn Jahre, bis zu meinem Ruhestand, tätig sein.

Neben dem Dienst der Wortverkündigung schenkte mir

Gott die Gnade, in Büchern durch christliche Erzählungen die Menschen in einem weiteren Raum anzusprechen. Es blieb mir immer ein Anliegen, den Hörern und Lesern zu sagen, daß ein Menschenleben erst dann Wert und Inhalt bekommt, wenn es gegründet ist in dem Grund, von dem der Apostel geschrieben hat: „Einen anderen Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist: Jesus Christus!“

Wenn ich heute aus der Stille des Feierabends heraus meinen Weg überschaue, kann ich nur staunen, anbeten und danken. Gott hat die Gebete eines alten Mannes gnädig angenommen und erhört, so daß mein Leben aus dem Dämmerdunkel des ungewissen Weltlebens auf den lichten Weg der Nachfolge dessen geführt wurde, der gesagt hat: „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“

So schließe ich in Dankbarkeit diesen meinen kurzen Lebensbericht mit dem Bekenntnis:

Herr, wenn auf meinem Lebenspfade
dein Vaterauge auf mich blickt,
erfreue ich mich deiner Gnade,
die meine Seele reich beglückt.
So wird der Dienst mein Herz erfreun,
die Arbeit nicht vergeblich sein.

Ernst Decker



Elisabeth Sauter-Dreisbach

... aber seid getrost!

Krankheitszeit

Da lag ich nun, ein temperamentvolles junges Mädchen von 16 Jahren, blätterte in meinen Tagebüchern und schüttelte immer wieder den Kopf oder blickte versonnen in die Ferne. – Was war aus meinen himmelstürmenden Plänen und weltbewegenden Wünschen geworden? – Was hatte ich mir alles vorgenommen! Eine gute Berufsausbildung – Reisen machen – die Welt und Menschen kennenlernen – und vor allem schreiben – schreiben –, das war mein sehnlichster Wunsch: Schriftstellerin wollte ich werden! – Und nun vermochte ich keinen Schritt mehr zu gehen, wurde von so heftigen Schmerzen geplagt, daß fast jeder Atemzug zu einem qualvollen Stöhnen wurde.

Meine Eltern standen an meinem Bett mit ernstern Gesichtern und tränennassen Augen. Mein jüngster Bruder kniete vor einem Sessel, hatte die Hände vor die Augen gelegt, und zwischen seinen Fingern quollen Tränen hervor und liefen über sein Gesicht. – Ich wußte, er litt mit mir, waren wir doch als die jüngsten Geschwister besonders miteinander verbunden. – Mein Vater betete. Seine Stimme war tief bewegt. Plötzlich kam es über mich: Sollten sie etwa der Meinung sein, es stände mir meine letzte Nacht bevor? –

Dann war ich allein. Die Eltern, in der Hoffnung, daß ich vielleicht doch wenigstens für kurze Zeit schlafen könne, waren ins Nebenzimmer gegangen. Samuel, mein Bruder, der am anderen Morgen früh aufstehen mußte, hatte ebenfalls sein Zimmer aufgesucht. Meine Lampe war verhangen. –

In jener Nacht war es, daß ich im Bewußtsein des ernstesten Zustandes, in dem ich mich befand, in meinem Innern Zwiegesprache mit Gott hielt: „Herr, ich weiß, daß ich sehr krank bin. Ich fühle, wie meine Kräfte schwinden. Ich bin noch so jung. So gerne hätte ich in meinem Leben etwas geleistet, so gerne viel erlebt, so gerne meine Gaben angewandt. Du weißt um alle meine Pläne, die ich in meinem begeisterungsfähigen

Herzen bewegt habe. Aber wenn ich hier liege, so unsagbar schwach, von Schmerzen geplagt, völlig auf die Hilfe meiner Lieben angewiesen – dann habe ich das Empfinden, daß nichts von all dem, was ich mir vorgenommen habe, durchführbar ist.“

Eine große Traurigkeit erfüllte mein Herz. War nun alles aus?

Und dann betete ich: „Lieber Herr, ich weiß nicht, ob ich noch einmal gesund werde – o wie gerne möchte ich es –! Aber eins ist mir in dieser Nacht klargeworden: Wenn ich wirklich genesen darf, dann muß ich mich völlig umstellen. Dann dürfen nicht länger meine eigenen Wünsche und Pläne vorherrschend sein. Dann muß ich einen ganz anderen Kurs einschlagen. Herr, wenn du mich gesund werden läßt, wenn du meine und meiner Eltern und Geschwister Bitten erhörst, wenn du mich von dieser schweren Krankheit heilst, dann will ich dir mein ganzes Leben zur Verfügung stellen, dann will ich dir dienen, wo du mich hinstellst und mit den Gaben, die du mir gegeben hast. Ich gelobe es dir!“

Es war nicht etwa so, daß ich am anderen Morgen gesund war, aufstehen und mich frei bewegen konnte. Langsam, ganz langsam setzte die Heilung und Genesung ein. Aber innerlich war etwas geschehen. Ich hätte nicht sagen können, daß ich in dieser Nacht meine Bekehrung erlebt hätte. Für meine Geschwister und mich war der innere Werdegang ganz anders als etwa der meiner Mutter, die mit siebzehn Jahren – sie konnte Zeit, Stunde und Ort angeben, wo sie dies erlebt hatte – zum lebendigen Glauben an Jesus Christus kam, wo sie eine Wiedergeburt erlebte.

Wir aber wuchsen im Laufe von Jahren hinein in die Erkenntnis: „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur“ (2. Kor. 5,17). Noch ehe wir geboren wurden, haben unsere Eltern für uns gebetet – immer wenn Gott ihnen ein Kindlein anvertraute, geschah dies –, und als wir dann in einem fröhlichen, harmonischen Familienkreis heranwuchsen, gab es keinen einzigen Tag ohne gemeinsames Gebet.

Aber es mußte in unser aller Leben eine Stunde, zumindest eine Zeit kommen, wo wir erkannten: Ich brauche einen persönlichen Heiland, und unter dem Einfluß unserer gläubigen

Eltern – sie standen beide viele Jahre im Dienst der Heilsarmee – wurde uns eine Erkenntnis um die andere geschenkt, so daß auch ich ganz persönlich erleben durfte: „Sein Geist gibt Zeugnis unserem Geist, daß wir Gottes Kinder sind“ (Röm. 8, 16).

Es war damals noch ein langer Weg bis zu meiner Genesung, aber irgendwie erkannte ich nach jener schweren, schmerzreichen Nacht, daß ich mir nicht mehr selbst gehörte, sondern daß ich ihm, dem Herrn, dem ich damals ein Gelübde gemacht hatte, mein Leben ganz unterstellen mußte.

Eines Tages – ich mußte noch monatelang liegen – sang ich auf meinem Krankenlager meinen Eltern ein kleines Lied vor, dessen Verse ich als Ausdruck meiner Empfindungen niedergeschrieben und zu dem ich auch eine schlichte Melodie gemacht hatte. Ich begleitete mich auf meiner Gitarre:

Ich komm zu dir aus lautem Weltgetriebe
und sehne mich nach deiner Vaterliebe.
Bei dir nur find' ich die ersehnte Ruh,
o neige dich zu mir, mein Vater du!

Oft bin ich matt und brauche deine Gnade,
allein kann ich nicht gehn auf dunklem Pfade.
O reich mir deine starke Vaterhand.
Bring du mein Herz zur Ruh, mein Vater du!

Es war Monate später. Ein und ein halbes Jahr hatte ich das Bett nicht verlassen können. Keinen einzigen Schritt vermochte ich allein zu gehen. Der Hausarzt kam regelmäßig, aber durchgreifend vermochte er nicht zu helfen. Andere Ärzte und Professoren wurden hinzugezogen. Um zu ihnen zu gelangen, mußte mein Vater mich 96 Stufen herunter und in die Droschke tragen, die vor dem Haus wartete, um mich in das Krankenhaus zur ambulanten Behandlung zu bringen. Und jedesmal 96 Stufen wieder herauf auf den Armen meines gütigen Vaters, um in die Wohnung im 4. Stock eines Berliner Hauses zu gelangen. Dann wurde es langsam besser. Ich lernte wieder auf meinen Füßen zu stehen, machte die ersten, zögernden Schritte, konnte jedoch zweieinhalb Jahre nicht ohne Stock gehen. –

Jetzt war es wieder einmal Frühling geworden. Wie sehnte ich mich danach, das knospende Grün an den Bäumen, Tulpen, Osterglocken, Krokusse und Narzissen auf dem frischgrünen Rasen zu sehen!

Keine zehn Minuten von unserer Wohnung entfernt breitete sich der große Park, der Friedrichshain, mit dem berühmten Märchenbrunnen aus.

Mein Vater trug mich wieder die vielen Treppen hinunter, bevor er zum Dienst gehen mußte. Auf den Arm meiner Mutter gestützt, auf der anderen Seite mit Hilfe des Stockes, versuchte ich, die kurze Strecke bis zum Park zurückzulegen.

Es schien unmöglich. Schweißbedeckt war meine Stirn, vor Schwäche zitterte ich am ganzen Körper. Tränen erstickten meine Stimme, als ich sagte: „Mama, ich schaffe es nicht, ich kann nicht mehr.“ Vorübergehende blickten voller Mitleid auf das junge, bleiche Mädchen, das an einer Hauswand lehnte und mühsam nach Atem rang. Mit wehem Herzen mußte meine Mutter mit mir umkehren.

Aber nun war der Vater nicht erreichbar; ich mußte mich mit Hilfe meiner Mutter die vielen Treppen hinaufquälen. Endlich oben angelangt, lag ich auf meinem Ruhebett und weinte vor Enttäuschung.

Es ist nicht zu sagen, mit welcher Liebe und Geduld mich meine Mutter umgab. Sie wurde mir in jener Zeit zur Freundin, ja zur Seelsorgerin. Etwa eine Woche später wagten wir es gemeinsam noch einmal. Weil wir immer wieder eine Pause einlegen mußten, dauerte es fast eine Dreiviertelstunde, bis wir den Park erreichten. Auf einer der vordersten Bänke saß ein Mann, ein Invalide. Neben ihm lehnte sein Stock. Verständnissvoll blickte er mir entgegen, und als ich mich sehr ermattet auf die Bank neben ihn setzte, fragte er voller Teilnahme in unverkennbarem Berlinerisch: „Na, Frollein, ham’Se ooch’n Holzbeen?“

Von diesem Augenblick war ich aufgenommen in die Gemeinschaft der Invaliden, die alle irgendwie gehbehindert waren.

Meine Missionsarbeit beginnt

Meine Mutter blieb noch eine Zeitlang neben mir sitzen. Dann riefen häusliche Pflichten sie wieder zurück in die Wohnung. „Ich hole dich in zwei Stunden ab, oder ich schicke Samuel.“ Obgleich ich nicht wagte, auch nur wenige Meter weit die Bank zu verlassen, war ich doch überglücklich, endlich wieder einmal im Freien sitzen zu können, Vogelstimmen zu hören, die wärmenden Sonnenstrahlen zu fühlen, mich an den lustigen Farbtupfen der Tulpen und Osterglocken im Gras zu erfreuen.

Hier begann meine Missionsarbeit. Wenn das Wetter auch nur einigermaßen annehmbar war, führte mich meine Mutter zum Friedrichshain. Dort auf der ersten Bank war mein Stammplatz. Es dauerte nicht lang, und ich machte Bekanntschaft mit den Kindern aus den umliegenden Vierteln, deren Lieblingsaufenthalt der Park war und die mit ihrem Geschrei und Umhertoben oft den Parkwächter ärgerten.

Ich lernte ihre Namen kennen, gab ihnen Antwort, wenn sie etwa fragten: „Frollein, könn’Se nich loofen? – Wie sind Se denn hier in’n Park jekommen?“

Bald stellten sie sich jeden Tag ein, Jungen und Mädchen, die zu Hause keine Aufsicht hatten, weil beide Eltern zur Arbeit gingen oder sich aus anderen Gründen wenig oder gar nicht um die Kinder kümmerten.

„Frollein, ick vasteh’ die Bruchrechnungen nich. Könn’Se mich nich mal helfen?“ – „Frollein, ick muß so’n doven Ufsatz schreiben. – Sagen Se mich doch’n paar Sätze.“

Es sprach sich herum. „Det Frollein hilft uns bei die Schularbeiten.“

Wie die Spatzen auf der Stange saßen sie mit ihren Heften und Büchern bald um mich herum, nicht gerade bequem auf den eisernen Rasenumzäunungen. Ich erzählte ihnen Geschichten, sang mit ihnen Lieder, und meine fröhliche Schar, die mir bald in Liebe und Anhänglichkeit zugetan war, erregte nach kurzer Zeit Aufsehen.

„Betreiben Sie hier eine Privatschule?“ fragten einmal vorübergehende Damen. Es wurde mir klar: Hier gibt Gott dir

eine Aufgabe. Das sind zum Teil Kinder, die noch nie etwas von ihm gehört haben, denen Jesu Christus vollkommen fremd ist. Ich erzählte bald auch biblische Geschichten. Atemlos hörten sie zu.

„Frollein, is det alles wahr? Wo steht det?“

„Habt ihr keine Bibel zu Hause? Da stehen diese schönen Geschichten alle drin.“ „Bibel? – Nee, ha'ik noch keene jesehn!“

„Doch, meine Oma hat eene, so'n alter dicker Schwarten. Soll ick se mal mitbringen, die Bibel?“

Eines Tages versuchte ich es mit Bibelrätseln und stellte kleine Preise in Aussicht. Da hat manch ein Spaziergänger erstaunt und verwundert geschaut, als drei, vier der Kinder uralte Bibeln mit in den Park brachten, und voller Verwunderung erlebten sie, daß da eine Art Kindergottesdienst gehalten wurde.

Rührend anhänglich waren sie immer wieder, auch mir eine Freude zu machen. Einmal brachte ein Junge mir auf einem kleinen Teller eine undefinierbare grüne Masse: „Frollein, det ha'ick übrich jelassen von mei'm Pudding for Ihnen. Probiern Se mal!“

Die Kinder erlebten, daß meine Mutter mich jeden Abend gegen sechs Uhr nach Hause holte.

Da meinten sie: „Det ist jetzt nich mehr nötich. Ihre Mutta kann zu Hause bleiben. Wir bringen'se alle in die Lippehnerstraße.“

Von da an sah man bis in den Herbst hinein jeden Tag dasselbe Bild. Das lahme „Frollein“ auf den Arm eines der größeren Jungen oder Mädchen gestützt und am Stock gehend. Sie stritten sich beinahe darum, wer mich führen durfte, und die übrigen gaben diesem seltsamen Zug das Geleit. –

Als die Tage zu kalt wurden, so daß man nicht mehr draußen sitzen konnte, kam eine ältere, sehr sauber gekleidete Frau zu mir an die Parkbank. „Fräulein, meine Enkeltöchter, Lilli und Sonja, sind immer so gerne zu Ihnen hierher gekommen und waren froh wegen ihrer Schularbeiten, bei Ihnen Rat holen zu können. Dürfen sie nicht jetzt, wo es kalt wird, zu Ihnen in die Wohnung kommen?“

Das war der Beginn einer mich ebenfalls beglückenden Aufgabe. Ich eröffnete einen Schularbeitszirkel. Das sprach

sich herum, und bald waren es täglich 15 Kinder, denen ich bei ihren Schulnöten helfen konnte. Freudig und in schöner Selbstverständlichkeit stellten meine Eltern ihr Wohnzimmer zur Verfügung.

Mich selbst machte diese Aufgabe glücklich, wenn sie mir auch kaum etwas einbrachte. Es war nämlich in der Inflationszeit. Wenn die Eltern der Kinder mir am Ende des Monats ein paar Mark brachten, weil sie diesen Dienst nicht umsonst annehmen wollten, konnte ich mir dafür vielleicht ein Brot kaufen. Es war die Zeit, in der wir alle Millionäre waren und im Grunde genommen nichts besaßen. Diese Tatsache aber störte mich nicht: Gott hatte mir, ich war dessen sicher, eine Gelegenheit gegeben, diese Kinder zu lieben, ihnen zu helfen und sie mit Jesus Christus bekannt zu machen. –

Nie ohne missionarische Aufgabe

Ich habe vorhin geschrieben: Hier begann mein Missionsdienst. Jetzt bin ich 80 Jahre alt. Ein an Aufgaben und wunderbaren Erfahrungen reiches Leben liegt hinter mir. Staunen und Wundern und Danken erfüllt mich, wenn ich hier feststellen darf: Ich bin nie in all den Jahren – seit jenem Dienst an den Berliner Kindern im Friedrichshain – ohne missionarische Aufgabe gewesen. Wollte ich alles ausführlich oder auch nur annähernd berichten, der mir hier zustehende Raum würde niemals ausreichen. Trotz der schweren Krankheitszeit konnte ich die in Königsberg begonnene Ausbildung als Erzieherin, die ich wegen meines körperlichen Leidens unterbrechen mußte, in Berlin fortsetzen und dort mein staatliches Examen machen.

Eine Zeitlang habe ich nach demselben in meinem Beruf gearbeitet, aber irgendwie erkannte ich, daß Gott den Bogen meiner Berufung weiterspannen und mir auch seelsorgerlichen und sozialen Dienst an Erwachsenen anvertrauen wollte.

Es war damals naheliegend, daß ich den Weg, den meine Eltern gegangen waren, einschlug. So besuchte ich die Ausbildungsschule der Heilsarmee und habe dieser Zeit sehr viel zu

verdanken, Bibelstudium, Textbearbeitung, Sozialpädagogik, Seelsorge, ärztlicher Unterricht in Erster Hilfe bei Unglücksfällen usw. waren meine Lehrfächer. Sie weiteten uns 90 Schülern den Blick, lehrten uns die Gelegenheiten in der Reichsgottesarbeit zu erkennen und mutig anzugreifen und waren mir eine große Hilfe, auch als ich Jahre später in die kirchliche Arbeit überwechselte, weil ich glaubte, den Auftrag Gottes zu vernehmen: „Gehe aus deinem Vaterhaus, aus deiner Arbeit, die du so liebst und in der du nun zehn Jahre lang freudig und der großen Gelegenheit bewußt tätig warst, in ein Land, das ich dir zeigen will.“

Dieses „Land“ war die Evangelische Landeskirche in Württemberg, in der ich dann zwanzig Jahre in der Vortragsarbeit stand. Als ich gefragt wurde, ob ich bereit sei, solchen Dienst zu übernehmen, und ich meine „Vorgeschichte“ schildern mußte, sagte man: „Ach, wie interessant, Sie kommen aus der Heilsarmee? – Gut so! Die Kirche kann einiges von der Heilsarmee lernen und die Heilsarmee gewiß auch einiges von der Kirche.“

So war es auch. –

Wenn ich nun, alt geworden, aber immer noch glücklich, im Dienst für Gott stehen zu dürfen, zurückblicke und im Fahrplan meines Lebens blättere, erstehen Namen vor meinem inneren Auge, Städte im In- und Ausland, in die ich geschickt wurde mit dem Auftrag, vielen Menschen, die von Lebensangst und Todesfurcht aufgerieben wurden, durch meinen Dienst zuzurufen: „Seid getrost! – Es ist einer da, der eure Angst kennt, weil er selbst größere Angst durchgestanden hat als je ein Mensch vor und nach ihm – Jesus Christus, der gesagt hat: ‚In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.‘“

Basel, Zürich, Aarau, Interlaken, Buchs in der Schweiz, dann Hamburg, Berlin, Dresden, Wien, Zwickau, Stollberg und Budapest seien genannt – Städte, in die ich gesandt wurde, um zu missionieren und zu evangelisieren. Missionieren muß man nämlich nicht nur bei denen, die wir Heiden nennen, sondern auch da, wo Kirchtürme gen Himmel ragen und Glocken zu den Gottesdiensten rufen. Vielen Menschen durfte ich begegnen, die sich dieses „... aber seid getrost!“ zurufen ließen und Chri-

stus annahmen, aber viele lehnten ihn auch ab, und ich konnte nichts anderes tun, als sie Gott zu überlassen. –

Weiter blättere ich im Buch der Erinnerung. Dienst in den Gefängnissen bei gefangenen Männern und Frauen. Wie viel ergreifende Erlebnisse wären da zu berichten. Einzelbesuche in den Zellen, Bibelstunde in einem Gefängnisbibelkreis, als Beauftragte der Heilsarmee regelmäßige Gottesdienste in der Gefängniskirche in Zwickau, bei denen mich der gemischte Chor und die Musikkapelle der Missionsstation, die ich dort zu leiten hatte, unterstützte.

Dann die vielen Vorträge in den Frauenkreisen der Evangelischen Kirche in Württemberg. Nicht zuletzt der klare Auftrag am Ende des Krieges, ein Flüchtlingskinderheim zu gründen. Mit Staunen erinnerte ich mich daran, daß ich als Zwölfjährige in der Schweiz, wo wir damals wohnten, in einem Aufsatz, der den Titel trug: „Wie ich mir meine Zukunft vorstelle“, schrieb: „Ich möchte Mutter vieler heimatloser Kinder und Schriftstellerin werden.“ Gewiß lag über dieser Stunde bereits die Berufung meines Lebens.

In den Jahren meiner Tätigkeit in dem von mir gegründeten Kinderheim sind 1 500 heimatlose Jungen und Mädchen durch das Haus gegangen, die alle „Mutti“ zu mir sagten. –

Wie schnell schreibt sich dies alles nieder, und wieviel an Angst und Sorgen verbirgt sich zwischen den Zeilen. Ich bin nie ein heroischer Mensch, sondern immer ängstlicher Natur gewesen. Es ist wahr, Gott hat mir die Gabe der Organisation gegeben, und es durfte mir – zu seiner Ehre sei es gesagt – manches gelingen, was ich unternahm, aber wie oft stand ich auch vor fast unlösbaren Aufgaben, wie oft war mein Herz erfüllt mit Angst: „Wie soll ich das schaffen? – Wie soll ich mit diesem und jenem Problem fertigwerden?“ – Und immer wieder hieß es in mir: „Sei getrost! Ich habe die Welt und damit auch alle Angst überwunden.“ Und immer wieder konnte ich mich an dieser Zusage aufrichten. –

Ich hörte einmal, wie ein junger, noch nicht zwanzigjähriger Mann, der das Christentum ablehnte, in spöttischem Ton sagte: „Es ist mir unbegreiflich, daß auch Christen zugeben, daß sie Angst haben. Angst vor der Zukunft, vor einem entsetzlichen Krieg, vor schwerer Krankheit oder Einsamkeit.“

Was nützt denn ihr Glaube, wenn sie wie alle anderen Angst vor dem Leben und Angst vor dem Sterben haben?“

Meine Antwort lautete: „Jawohl, auch wir Christen haben Angst, und wir sind froh, von ihm, Christus, dessen Namen wir tragen, verstanden zu werden. Denn er, der allein imstande ist, uns die Lebensangst und Todesfurcht zu nehmen, hat gesagt: ‚In der Welt habt ihr Angst (und werdet immer wieder Angst haben) – aber seid getrost, ich lasse euch nicht allein, ich bin bei euch alle Tage – in jeder Situation, im Leben und im Sterben.‘“

Mein fünfzigjähriges Schriftstellerjubiläum

Im vergangenen Jahr durfte ich mein 50jähriges Schriftstellerjubiläum feiern. Daß ich durch meine Bücher – es sind jetzt 79, die ich schreiben durfte, darunter auch Kinderbücher und kleinere Erzählungen – Tausende von Menschen erreichte, denen ich durch meine schriftstellerische Arbeit Trost, Hoffnung und Zuversicht vermitteln durfte, ist nicht mein Verdienst, denn:

Nichts, was ich weitergab, gab ich von mir –
es war mir alles erst von Gott gegeben.
In überschwenglich reichem Maß
erfüllt mit Gnade er mein Leben.
Und aus der Gabe wurde Auftrag mir,
und dieser machte reich mir meine Tage.
Was kann ich Beßres tun, als daß ich stets
für solches Nehmen-Geben Dank ihm sage.

Als ich damals als Sechzehnjährige in jener Nacht auf meinem Krankenlager Gott ein Gelübde machte: „Ich gebe dir mein Leben und will dir dienen, wohin du mich auch führst“, da war ich auch nicht ohne Angst. Würde ich wohl noch einmal gesund werden, oder mußte ich mit meinem baldigen Tod rechnen? – Schon damals stand über meinem Leben dieses wunderbare „... aber sei getrost“! –

„Ich steh in meines Herren Hand ...“

Wenn Sie mich fragen, ob ich nun im Laufe meines langen Lebens die Angst endgültig verloren habe, so muß ich ehrlicherweise antworten: „Nein, noch heute macht mir meine Veranlagung, meine ängstliche Natur zu schaffen.“ Aber ich darf in großer Dankbarkeit bezeugen: „Ich steh in meines Herren Hand und will drin stehen bleiben. Nicht Erdennot, nicht Erdentand soll mich daraus vertreiben. Und wenn zerfällt die ganze Welt, wer sich an ihn und wen er hält, wird wohlbehalten bleiben.“

Diese Gewißheit macht mich immer wieder neu getrost und ist imstande, alle Angst zu vertreiben.

Als ich einmal den Ausspruch hörte: „Angst ist der Verlust der Geborgenheit in Gott“, bin ich fast erschrocken, und es stieg aus meinem Herzen die Bitte empor: „O Herr, laß mich nie in der Angst verharren, halte mich fest, damit ich nicht aus der Geborgenheit in dir falle.“ Ich bin davon überzeugt, daß Gott dieses Gebet erhört, und ich möchte es weitersagen an alle, die immer wieder von Angst überfallen werden. Angst ist auch unbewältigte Sorge. Daher muß es uns wichtig werden, schon den Sorgengeist zu bekämpfen. Der Sorgengeist vertreibt den Heiligen Geist. Nicht einmal für den anderen Tag sollen wir sorgen, sagt Jesus. Das ist wohl eine Lektion, an der wir ein ganzes Leben lang in der Schule des Lebens lernen. –

Als letztes bleibt jedoch bestehen für alle, die sich danach sehnen: „... aber seid getrost! Ich habe die Welt überwunden.“

Daran wollen wir uns immer wieder aufrichten.

Elisabeth Sauter-Dreisbach



Carl Eichhorn

Carl Eichhorn – Vater im Glauben

Er wies auf Jesus

Am 5. Februar 1855 wurde Carl Eichhorn in Durlach/Baden geboren. Er studierte Theologie in Erlangen und Leipzig. Er war Dozent am Missionsseminar in Leipzig, Pfarrer in Kitzingen, Marktsteft, Abtswind und Ansbach, langjähriger Vorsitzender des Landeskirchlichen Gemeinschaftsverbandes in Bayern (damals noch Ansbach-Nürnberg-Hof). Er starb am 22. Januar 1934.

Zu den Pionieren der neueren Gemeinschaftsbewegung gehörten die Evangelisten Johannes Seitz und Martin Blaich. Durch Seitz ist in Nürnberg der später so bedeutende Neuen-dettelsauer Missionar D. Christian Keyßer (aus Geroldsdgrün/Oberfranken) zum lebendigen Glauben gekommen. Dieser wiederum war Gottes Werkzeug für eine Erweckung unter den Papuas auf Neuguinea.

Die eigentlichen Begründer der Gemeinschaftsbewegung in Bayern waren Pfarrer Herbst und sein Freund Dr. Eichhorn. Als Pfarrer Herbst nach Barmen ging, übernahm Dr. Eichhorn die Leitung des Verbandes.

Der Kämpfer

Eichhorns Freund und Nachfolger Pfarrer Thauer sagte von ihm: „Eichhorn ist eine dem Reformator Calvin verwandte Natur gewesen.“ Mit seinem großen Einsatz und Kampf für die erkannte Wahrheit konnte er schneidend scharf bis unerbitlich werden. „Man muß hart sein, wenn es um Gottes Sache geht, und wer es nicht wagt, sich im Dienste des Herrn Mund und Finger zu verbrennen, ist nicht geschickt für den Dienst im Reiche Gottes“, sagte er einmal, als er auf seine Unnachgiebigkeit hingewiesen wurde. Menschenfurcht und falsche Rücksichtnahme waren ihm fremd.

Als 1918 in Deutschland die Revolution ausbrach, konnte

er schonungslos in seiner ersten Predigt in der überfüllten Johanneskirche zu Ansbach sagen: „Revolution ist Sünde!“ Als eine stadtbekanntes Frau in A. starb, wollte niemand ihre Beerdigung übernehmen. Eichhorn tat es. In seiner Grabrede rief er aber besonders den anwesenden Soldaten zu: „Wenn diese Frau jetzt vor dem Angesicht Gottes steht und vor ihm nicht bestehen kann, dann sind Sie mitschuldig, denn Sie haben sie verführt und mit ihr gesündigt.“

Eine Kämpfernatur war auch der Vater Eichhorns, der als Pfarrer in Durlach in Baden wirkte. Er war dort ein Vorkämpfer des bekennnistreuen Luthertums. In seinem Kampf gegen eine liberale Kirchenleitung zog er nach schweren Auseinandersetzungen schonungslos die letzte Konsequenz, indem er aus der Landeskirche austrat. Er übernahm dann die altlutherische Gemeinde in Corbach/Waldeck.

Als Eichhorn in Erlangen studierte, fragte ihn sein Studienfreund: „Karl, bist du dir der Vergebung aller deiner Sünden und des ewigen Heiles gewiß?“ Von da an begann für ihn ein schwerer Kampf wie bei Luther im Kloster, bis er zur Glaubensgewißheit kam und später bekennen konnte: „Lob und Preis sei ihm gesungen, der mein Herz hat bezwungen durch lauter Lieb und Gnad. Welch Los hat mich getroffen, der Himmel steht mir offen, o Gott, wie herrlich ist dein Rat!“

Nach seinem Studium wirkte er zwei Jahre als theologischer Lehrer am Missionsseminar in Leipzig.

In Bayern war er zunächst als Vikar in Kitzingen tätig und wurde dann als Pfarrer nach Marktstett berufen. Hier rang er sich im Pfarrgarten auf den Knien zu dem Gelübde hindurch, dem Dienst der theologischen Wissenschaft zu entsagen, um sich ganz der Evangeliumsverkündigung und der Seelsorge zu widmen.

Der kompromißlose Verkündiger und Seelsorger

1884 übernahm Dr. Eichhorn die Gemeinde in Abtswind. Dort fand er unter der Leitung des Schneidermeisters Mümpfer einen lebendigen Gemeinschaftskreis vor. Es begann für ihn eine große Segenszeit, zugleich aber auch schwere Kamp-

fesjahre. Am Schluß seiner Antrittspredigt wagte er zu sagen: „Und nun wünsche ich mir in Abtswind die rechten Freunde und die rechten Feinde.“ Beide Wünsche gingen in Erfüllung.

Sein Kampf begann zunächst bei den Auswüchsen an den Kirchweihfesten. Hier gelang es ihm, wenn auch nicht sofort, die „Kirchweih“ zu einem Familienfest mit den Verwandten und Bekannten der näheren Umgebung zu machen. Einer seiner ärgsten Gegner kapitulierte schließlich mit den Worten: „Ich weiß schon, der Mann will uns halt durchaus in den Himmel bringen.“ Damit hatte er recht.

Pfarrer Thauer schreibt von ihm: „Die Predigten von Eichhorn waren vom rhetorischen Standpunkt aus schmuck- und kunstlos, aber klar und für jedermann verständlich.“ Für ihn sollte jede Predigt erwecklich und seelsorgerlich sein. Luthers Wort galt für ihn: „Was nicht Christus predigt, ist nicht Gottes Wort.“ Die Stimme des guten Hirten war in seiner Verkündigung deutlich zu vernehmen. Er wies viele auf Jesus. Oft konnte er vor dem Gottesdienst seiner Frau sagen: „Heute bin ich gesandt!“ Dann spürten es seine Zuhörer, daß ein Mann auf der Kanzel stand, der in Vollmacht redete. In seinem Dienst kannte er weder Menschenfurcht noch falsche Rücksichtnahme. Den Satz „Leichenreden sind oft Lügenreden“ widerlegte er mit seiner Wahrhaftigkeit und Geradheit. Jeden Samstagabend versammelte er in seinem Haus einen Kern von Betern, der in treuer Fürbitte hinter ihm stand. Er begann von Abtswind aus die erweckten Kreise im fränkischen Raum zu sammeln. An den verschiedensten Orten hielt er Gemeinschaftskonferenzen ab.

Als die Kirchenleitung ihn 1893 als Nachfolger von Pfarrer Herbst nach Ansbach berief, konnte er diesen Auftrag vertiefen und erweitern. Der Grund seiner Berufung lag darin, daß nach dem Weggang von Pfarrer Herbst sich manche von den zum Glauben Gekommenen verwaist vorkamen und in die Methodistenkirche gingen. Um die Kirchengaustrittsbewegung zu bremsen, holte man Eichhorn. Er war Kirchen- und Gemeinschaftsmann zugleich. Als Mann der Bibel ging es ihm zunächst um das Reich Gottes und den Bau der Gemeinde Jesu in seiner Kirche.

Der Lehrer in Kirche und Gemeinschaft

In theologischen Kursen, Bibelwochen, Rüsttagen, Aufsätzen, Schriften und Büchern kommt zum Ausdruck, wie sehr ihn Gott zum Lehrer seiner Gemeinde berufen hatte.

In seinem Kampf gegen den theologischen Liberalismus seiner Zeit war für ihn Toleranz „Gift der Sünde“. Seine Theologie war für ihn ein Teil seines Hirtendienstes in seiner Kirchengemeinde und darüber hinaus in den Gemeinschaften. Seine Predigten waren auf das denkende Erfassen der biblischen Wahrheiten gerichtet. Er blieb in den Linien und Grenzen der Schrift und der apostolischen Nüchternheit. Mit aller Schärfe griff er in einer Reformationspredigt in die Auseinandersetzung – auch mit den großen liberalen Nürnberger Kanzelrednern Geyer und Rittelmeyer – ein. Diese Reformationspredigt war das Signal für den Aufbruch einer „Bekennnisbewegung“ in der Landeskirche.

Durch seine Predigten und Auseinandersetzungen mit dem Liberalismus und einer toten Orthodoxie hatte er auch viel Seelsorge bis ins hohe Alter. Nach seinem Fortgang aus Ansbach äußerte ein Mitglied des CVJM, übertrieben und vielleicht ungerecht: „Seit Pfarrer Eichhorn weg ist, hat Ansbach keinen Seelsorger mehr.“ Ein Stück Wahrheit steckte in diesem Urteil.

Als Zeuge Jesu und Seelsorger für viele wirkte er nicht nur auf der Kanzel. Der Friedhof, das Krankenhaus, die Schule, Straße, Eisenbahn und der Stadtrat von Ansbach waren Orte, wo er die unverbrüchlichen Wahrheiten der Bibel bekannte.

Weil er keine Kompromisse im Glauben und in der Lehre kannte, wurde er auch vielfach angefeindet und machte sich unbeliebt. Doch er versuchte, unabhängig vom Urteil, dem Lob und Tadel der Menschen, den Weg, den er für richtig erkannte, zu gehen. Kirchenpräsident von Bezzel soll einmal gesagt haben: „Wenn ich einen Seelsorger für mich brauchen sollte, würde ich für diesen Dienst Pfarrer Eichhorn wählen.“

Als Vorsitzender der Landeskirchlichen Gemeinschaften gelang es ihm, die vielen Kreise in Bayern zusammenzufassen

in einen Verband. Bei den Landes- und Bezirkskonferenzen, zu denen er immer wieder gerufen wurde, kam seine Lehrgabe zum Ausdruck. Seine geistliche Autorität und klare nüchterne Art waren entscheidend, daß die Pfingstbewegung in den Gemeinschaften keinen Eingang fand. Die Lehre von der Rechtfertigung und Heiligung allein aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben nach der Schrift findet eine klare Aussage in seinem bekanntesten Buch: „Das Werk Gottes an der Seele“. In diesem Andachtsbuch, das in etlichen Auflagen erschien, hat Eichhorn seine jahrzehntelang erarbeitete theologische Erkenntnis zusammengefaßt. Wer dieses Buch besitzt, hat einen großen Schatz von klarer biblischer Auslegung. Er wird die alten Brüder und Schwestern verstehen, die immer noch ihres Lehrers gedenken, der ihnen das Wort Gottes gesagt hat.

Im hohen Alter leistete Eichhorn, trotz zunehmender Erblindung, ein Übermaß an Arbeit. Mit dem Baron von Crailsheim, der ihn zu einer Autofahrt eingeladen hatte, verunglückte er. Beide waren bewußtlos. Als der Baron zuerst aufwachte, holte er einen Eimer Wasser, das er Eichhorn auf den Kopf schüttete. Als dieser aus seiner Ohnmacht erwachte, sagte er: „Herr, ich danke dir. Nun soll aber auch jeder Augenblick meines Lebens nur noch dir allein gehören.“ In seinem letzten Brief schrieb er: „Nichts ist es mit allem, außer Christus. Betrogen ist, wer sich an das Vergängliche hält; reich ist, wer Christus hat.“

Vom 3.-5. Januar 1934 tat Pfarrer Eichhorn seinen letzten Dienst unter Posaunenchorleitern, die in Rummelsberg einen Lehrkurs hatten. Er sprach über Matthäus 11, 25-30. Nach etwa drei Wochen schwerer Krankheit holte ihn sein Herr, dem er in Treue gedient hatte, am 22. Januar 1934 heim.

Am 25. Januar wurde er auf dem Friedhof in Rummelsberg beigesetzt. Sein Freund, Pfarrer Spranger, sprach über Daniel 12, 3: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz ... und wie die Sterne immer und ewiglich.“ Durch Gottes Gnade war Carl Eichhorn ein leuchtender Stern.

Ernst Browarzik/Gerhard Brendel



Gerhard Engelhard

Herr, ich sehe deine Welt

Aufgewachsen bin ich in einem kleinen Dorf im Altmühltal. Meine Eltern besitzen eine Landwirtschaft. So wurden wir Kinder – meine drei Geschwister und ich – schon früh mit der Arbeit in der freien Natur vertraut. Oft halfen wir daheim, auf dem Feld oder auf der Wiese.

Unsere Eltern versuchten, uns Kinder von klein auf mit Gottes froher Botschaft vertraut zu machen, durch Erzählen von biblischen Geschichten, durch ihren Lebensstil.

Jede zweite Woche war in unserem Ort Kinderstunde. Einige Zeit vor Beginn trafen sich die Kinder des Dorfes, um Spiele zu machen. Das war oft eine fröhliche und ausgelassene Runde. Danach versammelten wir uns in der Wohnstube, um Gottes Wort zu hören.

Meine Konfirmation wollte ich ganz bewußt feiern. Sie sollte meine Bestätigung der von Gott gegebenen Zusage sein. Aber so richtig begriffen habe ich an meiner Konfirmation nicht, worum es ging. Sie war ein Schritt auf dem Weg des Glaubens. Durch den Jugendkreis und durch Lesen in der Bibel wurde mir immer klarer: Gott liebt mich. Er hat Interesse an mir. Durch Jesus Christus kann ich eine persönliche Beziehung zu Gott haben. Christentum ist keine Formsache, keine Angelegenheit nur für den Sonntagvormittag, sondern Leben mit dem auferstandenen Herrn Jesus Christus. Jesus hat mir meine Schuld vergeben!

Ich kann keinen genauen Tag nennen, an dem mir dies klar wurde. Doch ich weiß, Jesus hat mir meine Schuld vergeben, und ich kann immer wieder durch ihn, meinen Heiland und Retter, zu Gott kommen.

Oft habe ich mir mein kleines Neues Testament mit Psalmen eingesteckt und ging an den Sonntagnachmittagen hinaus in die Natur, um über ein Bibelwort nachzudenken. Besonders lieb sind mir die Psalmen.

Ich genoß die Stille der Natur, das Rauschen des Waldes, das Plätschern eines Bächleins, das Zwitschern und Singen der Vögel des Altmühltals.

„Herr, ich sehe deine Welt im Reichtum deines Wortes und in der Schönheit deiner Schöpfung!“

Durch das Bedenken des Wortes Gottes ist mir bewußt geworden, daß eigentlich jeder Sonntag etwas Besonderes ist: Freude über die Auferweckung Jesu;

Freude über Gott. Auch bei Begegnungen in Israel wurde mir dies deutlich.

Es war beeindruckend zu sehen, wie die frommen Juden entschlossen und zielstrebig zum Platz der Anbetung – Synagoge oder Westmauer – eilten. Man spürte, der Sabbat ist etwas Besonderes: der Tag des Herrn. Begrüßt wird mit „Sabbat Shalom“ – „Friede sei mit dir am Tag des Herrn“.

Auch durch die Feier am Sabbateingang wird deutlich: Dies ist der Höhepunkt der Woche. Seit Jahrtausenden gedenken die Juden der Errettung beim Auszug aus Ägypten. An den Häusern, deren Türpfosten mit dem Blut des Opferlammes bestrichen waren, ging der Würgeengel Gottes vorüber.

Jeden Sonntag dürfen wir neu feiern, weil Jesus sein Blut für uns vergossen hat. Dadurch können wir leben.

Gott segnet uns, wenn wir den Feiertag heiligen:

„Haltet meinen Sabbat, denn er ist ein Zeichen zwischen mir und euch, von Geschlecht zu Geschlecht, damit ihr erkennt, daß ich der Herr bin, der euch heiligt“ (2. Mose 31,13f).

Glaube und Beweis

Bedingt durch meine Schulausbildung und durch mein Maschinenbaustudium, wurde ich mit der Frage konfrontiert: Wie läßt sich der Glaube an Gott mit der Naturwissenschaft vereinbaren? Die Wissenschaft sucht nach Beweisen.

Der Beweisschluß ist dann gegeben, wenn – etwa in der Mathematik – eine Formel hergeleitet werden konnte und am Ende die Begründung „w.z.b.w.“ (was zu beweisen war) stehen kann.

Doch kann man Gott ebenso beweisen?

Das Büchlein „Der Glaube und die Beweisfrage“ von Dr. Gerhard Bergmann (erschienen im Schriftenmissionsverlag, Neukirchen-Vluyn) war und ist mir in dieser Frage eine Hilfe.

Der Autor führt aus, daß die Beweise, die vom Menschen ausgehen, immer scheitern müssen: Das Endliche – der Mensch – kann das Unendliche – den einzig wahren Gott – nicht beweisen.

Der berühmte Mathematiker, Philosoph und Physiker Blaise Pascal (1623-1662) schreibt (aus: „Gedanken“, Verlag Schibli-Doppler, Birsfelden-Basel, S. 23 f.): „Der Glaube ist verschieden vom Beweis. Dieser ist menschlich, jener ist ein Geschenk Gottes. *Justus ex fide vivit*:¹ Diesen Glauben pflanzt Gott selbst in das Herz, und der Beweis ist oft das Werkzeug, dessen er sich bedient: *Fides ex auditu*²; aber dieser Glaube ruht im Herzen und läßt uns nicht sprechen: *scio*, sondern: *credo*.³“

So wie der Schwimmer erst die tragende Kraft des Wassers erfährt, wenn er sich ihm anvertraut, so kann Gott erst erfahren werden, wenn man sich ihm anvertraut. Dies geschieht durch Vertrauen auf Jesus, den einzigen Weg zu Gott.

Christus bezeugt sich durch Lebenserneuerung und gibt uns damit die Bestätigung der Richtigkeit unseres Glaubens an ihn.

Gott hat sich in meinem Leben bezeugt

Ich darf beten. Zwiesprache halten mit Gott – ganz persönlich. Ich finde das überwältigend, unbegreiflich, daß Gott mich kleinen Menschen hört, mir Geborgenheit schenkt. Das habe ich auch bei der Frage nach meiner Lebensgefährtin erfahren. Mein Gebet als junger Mann war, daß Gott mir das Mädchen, das er für mich bestimmt hat, zeigen möchte. Ich sollte erst einmal warten lernen.

Auf einer Jugendfreizeit – ich war damals 23 Jahre – begann es dann ... „Wird sie meine Liebe erwidern?“ Das war für mich in den Wochen nach dieser Freizeit die wichtigste Frage.

1) Der Gerechte wird aus dem Glauben leben. Röm. 1,17

2) Der Glaube kommt aus der Predigt, das Predigen aus dem Wort Christi. Röm. 10,17

3) Ich weiß ich glaube.

Besonders in dieser Zeit des gespannten Wartens habe ich erfahren, wie gut es ist, mit Gott in Verbindung zu sein.

Sie hat „ja“ gesagt. Wir durften uns immer besser kennenlernen. Liebe ist mit einem Pflänzlein zu vergleichen. Erst winzig klein. Wachstum braucht Zeit ... Es war eine schöne Zeit. Gott hat uns beschenkt. An unserer Hochzeit haben wir dies zusammen mit unseren Verwandten und Freunden gefeiert.

Ich danke Gott, daß er mein Gebet nach meiner Lebensgefährtin erhört hat; daß meine Frau und ich glücklich gemeinsam mit Jesus leben.

Doch das Leben mit Gott in dieser Welt ist nicht frei von Problemen. Aus beruflichen Gründen war es erforderlich, daß wir uns ca. 130 km entfernt von unserer Heimat eine Wohnung suchten. Erst jetzt merkten wir, welch ein Geschenk unsere Jugendkreise, die Gemeinschaft mit Christen waren. Doch auch in unserer neuen Umgebung haben wir einen Kreis lebendiger Christen gefunden, leider ein ganzes Stück von unserem Wohnort entfernt. Wir freuen uns jedoch, daß wir mit Liebe dort aufgenommen sind.

„Herr, ich sehe deine Welt in der Gemeinschaft mit anderen Christen.“

In der letzten Zeit wurden wir besonders mit dem Problem des Leides konfrontiert. Die Frau unseres Hausherrn ist nach langer Krankheit gestorben. Sie war Anfang 50. Im gleichen Jahr – unser Töchterlein war gerade geboren – starb auch seine 23jährige Tochter.

Warum läßt Gott so etwas zu? Angesichts solch persönlichen Leides bleibt einem jede Erklärung in der Kehle stecken. Man kann nur stumm mitleiden, Fürbitte tun und darauf hinweisen, daß Gott keine Fehler macht und auch durch Leid zu Menschen sprechen will.

„Herr, ich sehe nicht dahinter. Tod und Leben liegen oft so eng beieinander. Das aber gilt: So sehr hast du die Welt geliebt, daß du deinen einzigen Sohn gabst, auf daß alle, die an dich glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“

Lebendiges Wasser

In der Nähe meiner Heimat liegt Wald, eine kleine Ortschaft im Altmühltal. Bei meinen Spazierfahrten mit dem Fahrrad bin ich öfters auf den Friedhof dieses Ortes gegangen. Dort ist das Grab des bayerischen Bischofs Hermann von Bezzel. Über den Spruch auf dem Grabstein: „Wer an Jesus glaubt, wie die Schrift sagt, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen“ (Joh. 7,38), habe ich oft nachgedacht.
„Herr, laß mich so an dich glauben.“

Gerhard Engelhard



Hermann Findeisen

Er führet mich auf rechter Straße

Dies Wort paßt genau zu meinem bisherigen Lebensweg. Ich habe lange gebraucht, bis ich das erkannte. Zum ersten Male „dämmerte“ es mir, als meine Großmutter zu mir sagte: „Bei euch (sie meinte meine Eltern und mich) geht alles so glatt!“

Ich hatte das bisher ganz anders gesehen. Doch als ich darüber nachdachte, mußte ich ihr recht geben. Gott führt zwar oft schwere Wege, aber er führt immer richtig. Nur sieht man das meist erst hinterher.

Gott benutzt schwere Wege

Gottes Weg mit meinem Leben ist eng verwoben mit dem, den er meine Eltern führte. Meine Eltern haben 1942 mitten im Weltkrieg geheiratet. 1943 kam ich zur Welt. Gegen Ende des Krieges geriet mein Vater in russische Kriegsgefangenschaft. So lebten wir bis zu meiner Einschulung ohne Vater. Als er dann entlassen wurde und heimkehrte, wunderte sich meine Mutter, ebenso die Verwandten. Er hatte sich sehr verändert. In der Kriegsgefangenschaft hatte mein Vater Kameraden getroffen, die miteinander beteten und die Bibel lasen. Durch sie fand er zum lebendigen Glauben.

Von jetzt an hatten Bibel, Gebet und Gottesdienstbesuch einen festen Platz in der Familie. Meine Mutter hoffte, mit der Zeit würde mein Vater wieder „normal“. Aber das geschah nicht. Ich paßte mich äußerlich an und wurde immer „frommer“. Die Bibel lernte ich immer besser kennen und war im Kindergottesdienst zu Hause.

Auf der anderen Seite lehnte ich mich oft gegen meine Eltern auf und machte ihnen viel Not. Ich nahm begierig manche schlechten Einflüsse von Kameraden auf und ließ mich zu bösen Dingen verleiten. Froh war ich dabei nicht. Die Schuld, in die ich mich verwickelte, drückte mich sehr. Ich fühlte mich

oft einsam und unglücklich und floh deshalb in eine Traumwelt. Auch strenge Strafen änderten daran nichts.

Ein schwerer Schlag war es für uns, als mein Vater erkrankte und seine Stellung als Postinspektor aufgeben mußte. Die Pension war sehr gering, ein Kriegsfolgeschaden wurde nicht anerkannt. Was sollte aus uns werden? Schließlich erbot sich meine Großmutter mütterlicherseits, uns aufzunehmen. Sie führte in Ostwestfalen ein Fremdenheim; dabei sollte ihr meine Mutter helfen. Nach einigen Jahren übergab sie uns den Betrieb dann ganz.

Es war ein schwerer Weg, aber Gott gebrauchte ihn, um uns zu segnen. Mein Vater stieß auf einen kleinen Gemeinschaftskreis, der sich regelmäßig traf. Dort fand er innere Heimat. Durch eine Anzeige wurde er auf Heiligungsfreizeiten aufmerksam, die Pastor Martin Krawielitzki in Berchtesgaden hielt. Gleich auf der ersten Freizeit fand meine Mutter zum lebendigen Glauben. Nun ging sie auch in den Gemeinschaftskreis. Später wurde er in unser Haus verlegt und meinem Vater die Leitung übertragen.

Ohne die angedeuteten schweren Erfahrungen wäre unser Leben wahrscheinlich ganz anders verlaufen.

Mein Weg zu Jesus

Meine Eltern nahmen mich mit in die „Stunde“. Doch angezogen hat mich das nicht. Die meist alten Leute, die Lieder und das ganze Drumherum waren nichts für mich. Ich setzte mich im CVJM ein, machte im Posaunenchor mit und sang im Kirchenchor. Später leitete ich eine Jugendgruppe und den Posaunenchor. Ich wußte inzwischen, daß man sich „bekehren“ müsse. Das sagte ich sogar anderen, wenn ich auch ehrlicherweise hinzufügte, ich hätte das selber noch nicht getan. Ich wußte genau um konkrete Schuld, die gar nicht zum Bild des frommen, braven Jungen paßte. Oft dachte ich darüber nach: „Was wird sein, wenn du jetzt sterben müßtest?“

Hilfe fand ich im CVJM-Zeltlager im Odenwald. Drei Jahre hintereinander fuhr ich dorthin. Als Zeltältester hatte ich Bibelarbeiten zu halten und Gebetsgemeinschaften zu lei-

ten. In mir arbeitete es mächtig. Ich erkannte, ich müsse mein Leben vor Jesus ordnen. Mehrmals nahm ich mir vor, mit jemandem zu sprechen. Aber dann war ich doch zu feige. Ich verschob es auf den nächsten Tag. Und so ging eine Freizeit nach der andern zu Ende.

Im dritten Jahr leitete wieder der Mann unser „Dorf“, der mich besonders durch seine schlichten, ansprechenden Bibelarbeiten beeindruckt hatte, aber auch dadurch, daß er sich um mich kümmerte. Oft stöberte er mich beim Lesen auf, was ich leidenschaftlich gern tat, und schickte mich zum Sport. Er gab sich redlich Mühe, mir aus meiner Bequemlichkeit herauszuhelfen. Manchmal kochte es in mir, aber ich tat, was er sagte. Trotz meines Ärgers spürte ich: er meint es gut mit mir.

An einem gemeinsamen Abend draußen am Waldrand, fast am Ende der Freizeit, wurde es mir überwältigend klar: Heute mußt du den Schritt wagen, oder es wird nie etwas daraus. So schlich ich, als alle in ihren Zelten waren, mit klopfendem Herzen und weichen Knien zum Zelt des Leiters.

Ich erklärte, so gut es ging, ich wolle von meiner Schuld frei werden und mein Leben dem Herrn Jesus übergeben. Nach einem kurzen Gespräch knieten wir nieder und beteten. Ich bat den Herrn Jesus, mir meine Schuld zu vergeben und mich als sein Kind anzunehmen. Ich kann mich nicht mehr an Einzelheiten erinnern. Aber ich weiß noch, welche Freude mich anschließend erfüllte. Mir wurde es gewiß, daß der Herr mein Gebet erhört hatte. Ich wußte, jetzt gehöre ich dem Herrn Jesus in Zeit und Ewigkeit.

Schaue ich auf diesen Abend zurück, dann kann ich nur staunen, daß der Herr ein so kümmerliches Gebet ernstgenommen und aus diesem ärmlichen Anfang etwas hat werden lassen.

Mein Weg in die Gemeinschaft

Es änderte sich wirklich etwas in meinem Leben. Das merkten auch andere. Meine Angst vor dem Sterben war wie weggeblasen. Die Frage, was nach dem Tod kommt, hatte eine Antwort gefunden. Ich wußte, ich darf dann bei Jesus sein. Die

Bibel wurde für mich ein ganz neues Buch. Ich las sie mit anderen Augen, und sie sprach zu mir. Andacht und Gebetsgemeinschaft waren nicht mehr Pflichtübungen, sondern wurden zur Freude. Die Last meiner Schuld war mir abgenommen.

Allerdings gab es auch manches in Ordnung zu bringen. Das Verhältnis zu meinen Eltern wurde anders. Wo es möglich war, versuchte ich, davon zu erzählen, was ich erlebt hatte, und andere einzuladen, auch Jesus als Herrn ihres Lebens anzunehmen. Inzwischen habe ich erkannt, daß vieles in blindem Eifer geschah. Damit habe ich manchen vor den Kopf gestoßen. Der Herr benutzte das später, um mir zu zeigen, wie ich in Wirklichkeit bin. Ich mußte mich sehr beugen, erhielt aber auch Vergebung.

Zwar war ich nun ein Gotteskind geworden, doch in den Gemeinschaftskreis wollte ich nicht gehen. Das war nichts für mich.

Mein Vater lud mich Woche für Woche ein. Schließlich wollte ich meine Ruhe haben und deshalb einmal mitgehen.

Doch von da an ging ich regelmäßig und ohne Aufforderung hin. Ich entdeckte, welch ein Geschenk die Gemeinschaft ist. Mich störte nicht mehr, daß überwiegend alte Leute dort waren. Ich spürte, sie hatten mich lieb.

Später erfuhr ich, daß sie jahrelang treu für mich gebetet hatten. Das taten sie auch weiter, besonders während der Bundeswehrzeit und des Theologiestudiums. Doch standen sie nicht nur mit Gebeten hinter mir. Manche Tafel Schokolade wurde mir zugesteckt.

Auch die Lieder stießen mich nicht mehr ab. Ich begann, sie sogar gern zu singen und sehr zu schätzen.

Die Gemeinschaft wurde mir zur geistlichen Heimat, ja geradezu zu einer Lebensnotwendigkeit. Ich merkte, ohne den Austausch und das Zusammenleben mit anderen Gotteskindern wird mein geistliches Leben gefährdet.

Wo ich hinkam, suchte ich deshalb einen Kreis, in dem die Bibel gelesen wurde. Der Herr machte es so, daß ich auch immer einen fand. Mir wurde auch deutlich, daß zu einem gesunden geistlichen Wachstum gehört, daß man etwas für den Herrn tut. Auch dazu fand ich in den verschiedenen Kreisen manche Gelegenheit.

So weitete sich mir der Horizont für die verschiedenen Kreise und Verbände im Raum der Allianz. Doch wurde es mir immer wieder klar, daß die Platzanweisung für mich eindeutig die Gemeinschaft war.

Mein Weg in die Nachfolge

Nachdem mein Leben so auf einen neuen Kurs gekommen war, dachte ich, das Entscheidende sei geschehen. Nun könnte alles so weitergehen. Zumindest lebte ich so. Aber es ging nicht einfach so weiter, so sehr ich mir auch Mühe gab. Es gab viele Probleme mit meinen Eltern, mit Freunden, mit all den Fragen, die durch die Schule und später durch das Studium auf mich einstürmten. Immer wieder erlebte ich, daß mein Leben an ganz bestimmten Stellen nicht so war, wie es die Bibel zeigte.

Alles Ringen und Beten brachte mich nicht voran. Schwer belastete mich, daß mein Einsatz für Jesus wenig Frucht gebracht hatte. Daß ich in diesen inneren Kämpfen nicht scheiterte, sondern Hilfe erfuhr, verdanke ich neben meinen Eltern den Geschwistern, die treu für mich beteten; vor allem aber den Heiligungsfreizeiten, die Pastor M. Krawielitzki in Berchtesgaden hielt.

Gott gebrauchte die praktische, direkte Art der Verkündigung und Seelsorge, ebenso die Mithilfe im Haus außerhalb der Freizeiten, um den problembeladenen Studenten immer wieder auf den Boden der (Glaubens-)Tatsachen herunterzuholen.

Zunächst fand ich reichlich Gelegenheit, mich an allem möglichen zu stoßen und zu ärgern, obwohl die Verkündigung mich sehr ansprach. Doch öffnete Gott mir mehr und mehr die Augen, daß es nicht zuerst an den Menschen oder den Verhältnissen lag, daß ich mich ärgerte. Er zeigte mir meine Empfindlichkeit, meinen Hochmut, meinen Geltungsdrang und vieles andere, was in meinem Herzen steckt. Alles Mühen, damit fertigzuwerden, half nichts. Es gab immer nur neue Pleiten.

Nach langen Kämpfen konnte ich erfassen, daß der Herr

auch dafür am Kreuz gestorben ist. Ich darf ihm meine Not mit mir selber sagen, als Schuld bekennen und dann dafür Vergebung empfangen. Dadurch wird sein Sieg auch meiner, aber nicht durch eigenes Mühen oder „Immer-frömmer-Werden“. Es ging mir auf, was die Bibel meint, wenn sie von Selbstverleugnung oder Zerbruch redet.

Jesus ist dafür gestorben, daß ich mich nicht mehr von meinem Ich herumkommandieren lassen muß. Im Hinblick auf ihn schenkt er mir seine neue Art. Nur so ist Selbstverleugnung und Kreuztragen nach Matthäus 16, 24ff möglich.

Das war für mich eine große innere Befreiung. Ich lernte die Bedeutung des Kreuzes und des Blutes Jesu neu sehen. Nicht als ob ich nun alles gehabt hätte! Aber mir war ein praktischer Weg gewiesen worden, den ich immer wieder neu gehen konnte. Später entdeckte ich, daß es sich im wesentlichen um die Botschaft Otto Stockmayers handelte vom Kampf gegen das Ich- und Eigenleben nach Römer 5-8. Ich merkte sehr bald: mit der Erkenntnis allein ist es nicht getan. Der Weg muß gegangen werden, und der Herr gibt dazu täglich Gelegenheiten. Doch schenkt er auch die notwendigen Hilfestellungen.

Mein Weg in die Gemeinschaftsdiakonie

Zu den Veränderungen in meinem Leben gehörte auch, daß ich nun nicht mehr meinen Lebensweg selber planen, sondern vom Herrn bestimmen lassen wollte. Ich kann nur staunen, wie er das gemacht hat.

Gegen Ende der Schulzeit machte mir die Frage zu schaffen, welchen Beruf ich ergreifen sollte. Ich begann, ernsthaft um Wegweisung zu beten. Verschiedene Berufe interessierten mich, doch welcher war der richtige? Zunächst erkannte ich, daß ich zur Bundeswehr gehen und nicht den Wehrdienst verweigern sollte.

Ich meldete mich freiwillig für zwei Jahre, um Reserveoffizier werden zu können. Immer wieder wurde ich auch von Kameraden deshalb gefragt: „Wie kannst du nur als Christ Soldat sein?“ Darauf konnte ich nur antworten, daß das aus Ge-

horsam gegenüber Gottes Willen für mein Leben geschehe. Oft ergaben sich daraus tiefgehende Glaubensgespräche. Gerade durch das enge Zusammenleben, wie es bei Soldaten der Fall ist, gibt es viele Gelegenheiten, von Jesus zu sprechen und ein Zeugnis zu sein. Trotz Hänseleien und Spott ließ man das stehen. Leider habe ich viele Gelegenheiten verpaßt, weil ich zu feige war.

Während der Wehrdienstzeit schenkte Gott mir Klarheit darüber, daß ich Theologie studieren sollte. Er ebnete auch die Wege dafür, so daß ich in Bethel mit dem Studium beginnen konnte. Eine völlig neue Welt tat sich auf. Große Spannungen und immer neue Zerreißproben waren zu durchstehen. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Bibel, wie sie uns gelehrt wurde, brachte vieles ins Wanken. Doch gab es auch Hochschullehrer, die mir zum Gewinn wurden.

Daß ich innerlich nicht Schiffbruch erlitt, wie es uns gleich im ersten Semester vorausgesagt worden war, verdanke ich dem Herrn, dann aber auch der Fürbitte der Geschwister und der Pflege der Gemeinschaft mit anderen Gotteskindern: im Studentenbibelkreis, im EC, in der SMD oder in der Gemeinschaft.

Nach dem Ersten und Zweiten Theologischen Examen und unsrer Heirat wurden meine Frau und ich von der Westfälischen Kirchenleitung ins Ruhrgebiet gesandt. Damit schien die Richtung für den weiteren Lebensweg gewiesen zu sein.

Doch schon ein halbes Jahr später wurden wir angefragt, ob wir bereit seien, einen Dienst im Deutschen Gemeinschafts-Diakonieverband (DGD) zu übernehmen. Ich sollte theologischer Lehrer im Brüderhaus Tabor in Marburg werden.

Die Entscheidung war nicht leicht. Wir waren gerade dabei, Fuß zu fassen. Die Gemeinde rechnete fest damit, daß wir blieben, denn sie war vorher längere Zeit verwaist gewesen. Unser Lebensweg würde eine ganz andere Richtung nehmen. Vor allem aber hätte ich mir so eine Aufgabe nie selbst gesucht, weil ich mich ihr nicht gewachsen fühlte.

Doch nach kurzer Bedenkzeit wurde uns unabhängig voneinander klar: Hier redet Gott mit uns. Er würde die offenen Fragen klären und uns bei allen Schwierigkeiten helfen. Das geschah auch. Insbesondere blieb die Pfarrstelle nicht unbe-

setzt. Es fand sich ein Nachfolger, der in unserem Sinn weiterarbeitete.

Die Tätigkeit im Brüderhaus bedeutete eine große Umstellung, bereitete aber auch viel Freude. Der Herr half in allen Schwierigkeiten wunderbar hindurch. Den größten Gewinn vom Unterricht hatte ich wohl selber. Ich mußte mich ja in viele Gebiete neu einarbeiten. Eine besondere Freude war die herzliche Gemeinschaft, die Lehrende und Lernende verband.

Als ich froh war, daß ich mich einigermaßen eingearbeitet hatte und mit dem Stoff und den andern Anforderungen zu-rechtkam, hatte Gott schon eine weitere Weichenstellung ge-plant. Ich wurde gefragt, ob ich bereit sei, in ein Mutterhaus unseres Verbandes zu gehen.

Es war nicht leicht, dazu ja zu sagen. Wir waren so mit der Arbeit im Brüderhaus verwachsen, und zu unserer Familie zählten inzwischen fünf Kinder. Aber wir waren mit der Be-reitschaft in das Werk gekommen, uns unseren Arbeitsplatz nicht selbst zu suchen, sondern uns senden zu lassen.

So konnten wir darin Gottes Willen erkennen und von Her-zen einwilligen. Das haben wir bis heute nie bereut. So führte uns unser Weg nach sieben Jahren Brüderhaus zunächst ins Gemeinschafts-Diakonissen-Mutterhaus „Altvandsburg“ in Lemförde (Kr. Diepholz) und von dort nach etwa drei Jahren in das Gemeinschafts-Diakonissen-Mutterhaus „Hensolts-höhe“ in Gunzenhausen (Mittelfranken), nun mit sieben Kin-dern.

Schauen wir zurück, staunen wir darüber, wie Gott aus vie-len oft schwer verständlichen Einzelschritten einen guten Weg hat werden lassen. Er hat die Dinge in einer Weise zu-sammengeordnet, wie es menschliche Planung nie zustande gebracht hätte. Wir haben viel Grund, ihm immer wieder da-für zu danken. Auch darüber sind wir froh, daß Gott seine Leute nie im Stich läßt, wenn sie auf seinen Wegen gehen. Das durften wir vielfach erleben.

Hermann Findeisen



Alfred Gajan

Wunderbare Botschaft seiner Liebe

So beginnt die zweite Strophe eines Liedes. Wir sangen es gern, wenn wir für Jesus unterwegs waren. Es war nicht nur die flotte Melodie, die uns in Schwung brachte. Der Text vor allem traf den Nagel auf den Kopf:

„Frisch und fröhlich ziehn als muntre Pilger
für den Meister wirkend wir dahin!
Was er uns vertrauet, tun wir gerne –
denn uns winket ewiger Gewinn!“

Und dann schwoll der Gesang mächtig an. Beim Refrain nämlich. Da vereinigten sich auch die Stimmen derer, die wegen Textschwierigkeiten bei Strophe zwei, drei und vier kleinlaut werden mußten:

„Wirkend für Jesus, ziehn wir froh dahin,
wirkend für Jesus, bis zum seligen Gewinn.“

Wirken für Jesus – das ist doch das große Thema eines jeden von Gott und für Gott zurückeroberten Menschen. Weil Jesus aus lauter Erbarmen an uns wirkt, dürfen wir für ihn wirken. Und das macht froh – auch wenn uns dabei manchmal die sogenannte „Schwellen-Angst“ packt. Oft sehen wir Schwierigkeiten. Wir hören Ablehnung und haben Hemmungen. Doch ist es der heilige Auftrag der Jünger Jesu, die „wunderbare Botschaft seiner Liebe“ anderen zu bezeugen.

Und nun möchte ich etwas aus der Schule plaudern, wie es mir dabei in drei besonderen Szenen meines Lebens unter Gottes Führung erging.

Hausandacht

Es war im Advent 1957. Ich befand mich auf dem Heimweg von einer Evangelisation. Nein, ich hielt damals noch keine evangelistischen Vortragswochen. Ich kam von einer Evangelisation, die mir galt. Sie hatte weder in einer Kirche noch in

einem Saal stattgefunden, sondern – in einem Krankenhaus. Sie erstreckte sich auch nicht nur auf eine Woche oder 14 Tage – sondern auf mehr als vier Jahre!

Gott hatte sich viel Zeit für mich genommen. Und ich hatte auf einmal Zeit für ihn.

Angestoßen von einer Predigt, die ich über die Übertragungsanlage aus der Krankenhauskapelle hörte, begann ich die Bibel zu lesen. Bei 1. Mose 1,1 fing ich an. Je länger ich las, desto wichtiger wurde mir das Buch der Bücher. Bald merkte ich: Hier spricht der lebendige Gott selbst zu mir. Er zeigte mir meine Vergangenheit. Was mich von ihm trennte, wurde mir bewußt. Eines Tages litt ich viel mehr unter meiner vergebenen Schuld als unter der Krankheit, die mich in das Heidelberger Krankenhaus gebracht hatte.

Sein Ruf auf den Rückweg, seine Einladung, nach Hause zu kommen, wurde so deutlich und stark, daß ich nicht mehr länger widerstehen konnte. Ich war bereit, mein Leben Jesus zu geben. Ich durfte ganz, ganz neu beginnen.

Und dann kam der 7. Dezember 1957. Es gibt einfach Tage, die man nicht vergessen kann. Dies war der Tag meiner Entlassung aus dem Krankenhaus. Ein Bekannter bot mir die Heimfahrt per Auto an. Die Koffer waren gepackt. Ich war eingestiegen. Und jetzt stand ein Problem vor mir: die Hausandacht daheim. Es war mir klar, daß bei uns zu Hause Gottes Wort gelesen und gebetet werden mußte. Die ganze Familiengemeinschaft sollte in einer Tischandacht um die große Mitte Jesus versammelt werden. Es war mir auch klar, daß ich dran war. Und ich war der Jüngste in der Familie. Wie sollte ich nur beginnen? Heute abend oder nie!

Der VW-Käfer hatte sich längst in Bewegung gesetzt. Wir fuhren durch die Heidelberger Geschäftsstraßen.

Plötzlich war der Gedanke da: vor einer Drogerie halten. Der Gedanke wurde zur Aufforderung an den Fahrer. Da war eine Drogerie. Dort ein Parkplatz. Bald stand ich vor dem Ladentisch und wählte zwei Kerzen aus: eine runde Norwegerkerze und eine lange Bienenwachskerze. Das könnte ein Anfang sein. Und diese beiden Kerzen müßten für die Adventszeit reichen.

Jeden Abend, eben wenn alle da waren, sollte eine Kerze

auf den Tisch gestellt werden. Und im Schein dieser Kerze könnte ich es wagen, die Bibel auf den Tisch zu legen, einen Abschnitt daraus zu lesen und zu beten.

Wir fuhren weiter. Schneeregen setzte ein. Die Straßen wurden glatt. Da! Schon krachte es. Ein Auffahrunfall. Von meinem Fahrer verschuldet.

Das war ein merklicher Dämpfer in meiner Hochstimmung. Was wollte Gott mir damit sagen? Die nasse Kälte draußen übertrug sich auf mein Gemüt. War das Gegenwind des Feindes? Oder konnte Gott mein Vorhaben nicht bestätigen?

Auch zu Hause empfand ich die Atmosphäre zunächst kühl. Bei aller Freude über das neugeschenkte Miteinander war uns allen klar, daß wir uns auch neu aufeinander einzustellen hatten. Meine Angehörigen wußten um meine innere Wandlung.

Und dann kam der Abend. Der Abend des 7. Dezember 1957. Mein Herz klopfte bis zum Hals. Das Abendbrot lag hinter uns. Wir waren noch alle um den Tisch vereint. Da holte ich die runde Norwegerkerze aus ihrer Verpackung. Etwas umständlich zündete ich den verklebten Docht an.

Kurzatmig sagte ich: Es ist Adventszeit. Wir sollten damit beginnen, miteinander einen Abschnitt aus der Bibel zu lesen. Und dann sollten wir den Tag gemeinsam mit Gebet beschließen.

Stille. Aber ich merkte, sie war stilles Einverständnis. Der Bann war gebrochen. Und von da an – vom 7. Dezember 1957 – fanden in unserer Familie diese Hausandachten statt.

Die wunderbare Botschaft seiner Liebe gehört in unsere Häuser! Wenn einer in einer Familie bewußt Jesus gehört, ist er den anderen die Botschaft seiner Liebe schuldig.

Unterwegs zum Dienst

Wenn ich mir die Mühe machte, in meinen Aufzeichnungen nachzublättern, könnte ich auch diesen Termin auf den Tag genau nennen. Auswendig weiß ich ihn nicht mehr. Es war also irgendwann im Juni 1970. Ich hatte eine weite Reise vor mir. Knapp zehn Jahre befand ich mich nach meiner Umschu-

lung schon im vollzeitlichen Dienst für Jesus.

Jetzt wartete ein besonderer Auftrag auf mich. Ich sollte zu einer Zeltevangalisation in den für uns Süddeutsche „hohen Norden“ fahren. In Salzgitter-Lebenstedt „am Bunker“ stand das Zelt. Da mein Dienstwagen einen neuen Anstrich bekommen sollte und die Strecke so weit war, entschloß ich mich, mit der Bundesbahn zu reisen. Meine Frau beschäftigte sich mit den Fahrplänen. Mir war – und ist – das Zugfahren recht fremd. Dann war es soweit. Unter anderem sagte ich meinem Herrn: „Wenn irgend möglich, laß mich doch alleine in einem Abteil sitzen dürfen.“ Freilich hatte ich keine unfromme Begründung dafür. Ich wollte mich konzentriert auf den Abendvortrag vorbereiten. Für den Zug von Reutlingen nach Stuttgart war mir die Erfüllung meiner Bitte noch nicht so wichtig. Sie bezog sich vor allem auf den D-Zug ab Stuttgart über Würzburg, Hannover ...

Von Stuttgart bis Heilbronn sah es so aus, als wäre mein Gebet erhört. Dann aber tat sich die Tür des Abteils auf, und zwei ältere Damen traten mit großen Koffern ein.

Ich bemühte mich, höflich zu sein, sprang auf und hievte die Koffer in das Gepäcknetz. Das war eine gute Übung, meine Enttäuschung abzureagieren.

Dann saß ich, meinen Fensterplatz behauptend, den beiden Damen gegenüber.

Sie hatten sich viel zu erzählen. Das beruhigte mich einerseits. So konnte ich doch arbeiten. Natürlich ist man mit einem halben Ohr mindestens auch bei den Gesprächen der Mitreisenden. So ist das nun eben bei dieser räumlichen Enge in einem Eisenbahnabteil.

Nach und nach merkte ich, daß mir die beiden Reisegefährtinnen zur Aufgabe geworden waren. Ich konnte doch nicht die Bundesbahn dafür verantwortlich machen oder gar einen blinden Zufall, daß es zu diesem gemeinsamen Aufenthalt im Eisenbahnwagen kam. Die Begegnung hatte Gott in seinem Fahrplan berücksichtigt. Sie stand im Zeichen der Führung Gottes.

Und wenn Gott Menschen zusammenführt, dann hat er gewiß seine Absichten damit. Bald hatte ich herausbekommen, daß ich knappe sechs Stunden Zeit hatte, um meine Aufgabe

an diesen Menschen zu erfüllen. Die eine Dame hatte die Fahrkarte bis Salzgitter gelöst, die andere fuhr noch ein Stück weiter.

Meine Mitreisenden schienen keinen Mangel zu haben. Und dennoch führt jeder Mensch sein besonderes „Reisegepäck“ mit sich: Einsamkeit, Angst, Not, Leid, Schuld. . .

Ich befand mich auf dem Weg zu einer Evangelisation – im Zelt. Aber warum sollte nicht auch in diesem Abteil der Bundesbahn die wunderbare Botschaft seiner Liebe weitergesagt werden?

Und nun begann ich auf die Gelegenheit zu warten. Ich konnte und wollte den Damen nicht ins Wort fallen. Minuten vergingen. Stunden vergingen.

Da merkte ich an einer bestimmten Stelle ihres Gesprächs, daß die beiden mir einen Einstieg zum Mitreden geben wollten: „Ach wie heißen noch die Hunde mit den blauen Zungen?“, so fragte die eine Dame teils ihrer Gesprächspartnerin, teils mir zugewandt. Ganz hilflos saß ich da. Ich bin nun leider kein besonderer Hunde-Kenner. Als Bub wurde ich einmal ganz heimtückisch von einem Vertreter dieser Gattung gebissen. Seither gehören bellende Vierfüßler nicht zu meinen besten Freunden.

Ich war traurig über diese Bildungslücke. Da antwortete die zweite Dame auch schon nach einiger Überlegung: „Ach, das sind die Chow-Chows.“ Damit war meine Chance verpaßt.

Die Räder rollten über die Schienen. Der Zeiger zog unaufhaltsam über das Zifferblatt meiner Uhr.

Da schien meinen Mitreisenden der Gesprächsstoff auszugehen. Und worüber spricht man dann? – Natürlich über das Wetter. Es war, als hätte mein Gegenüber es erst jetzt entdeckt, wie schön die Sonne schien. Nach einem Blick durch das Fenster sagte sie: „Wenn Gottes Kinder reisen, lacht der Himmel!“

Diese Redewendung hatte ich noch nie gehört. Bei uns in Süddeutschland heißt es: „Wenn Engel reisen, lacht der Himmel.“ Deshalb spitzte ich besonders die Ohren. Nun schaltete sich die andere Dame, einen Blick auf mich werfend – als vermutete sie in mir einen Sachverständigen –, mit der zögernden Frage ein: „Ob wir welche sind?“

Jetzt war ich dran. Es war mir klar: Nun gilt es zu antworten. Sofort dachte ich an das Wort aus dem 1. Kapitel des Johannesevangeliums: „Er (Jesus) kam in sein Eigentum; und die Seinen nahmen ihn nicht auf. Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben ...“

Wie dankbar war ich, daß ich meinen Reisegefährten sagen konnte: Es gibt eine Gewißheit. Sie liegt freilich nicht in unserer Religiosität begründet. Es ist eine Glaubens-Gewißheit. Es handelt sich um eine Gewißheit, die im Glauben an Jesus Christus begründet ist. Das war eine Evangelisation in einem Abteil der Bundesbahn. Ob sie zur Heilsgewißheit, zur Gewißheit der Rettung führte, weiß ich nicht.

Das wissen wir oft nicht im evangelistischen Einsatz. In Salzgitter-Lebenstedt stieg ich aus, um meinen Auftrag zu erfüllen:

„Wunderbare Botschaft seiner Liebe
bringen wir der schuldbeladnen Welt!“

Unterwegs mit „Mozart“

Nein, nicht unterwegs mit „Mozart auf der Reise nach Prag“, so heißt der Titel einer Novelle von E. Mörike. In diesem Fall ist nicht der berühmte österreichische Komponist Wolfgang Amadeus Mozart gemeint, der 1756 in Salzburg geboren wurde und schon 1791 in Wien starb.

Der D-Zug, der mich von Wien nach Pforzheim bringen sollte, trägt den Namen „Mozart“.

Es war also wieder in einem Eisenbahnwagen. Ich befand mich auf der Rückreise von einer Evangelisation im Burgenland, – 8. Januar 1981. Viele Leute waren unterwegs im Feiertags-Rückverkehr. Ich war müde. Aber zwei Damen unter den übrigen Fahrgästen in meinem Abteil ließen mich nicht schlafen. Sie berichteten zunächst von ihren kulturellen Erlebnissen in Wien. Der eine Sohn ist Berufsmusiker. Mit dem bekannten mütterlichen Stolz wurde von ihm berichtet.

Doch bald kam die Schattenseite des Lebens zur Sprache.

Das Leid, die persönliche Krankheit. Ich merkte, hier hat mich Gott mit Menschen zusammengeführt, die Trost brauchten. Den Trost der wunderbaren Botschaft seiner Liebe. Und dann sagte ich ihnen auch, welch ein einzigartiges Trostbuch die Bibel ist. Meine Gesprächspartner schienen dieses Buch nicht sonderlich zu kennen.

Wir kamen auf die Psalmen, die Trostlieder aus dem alttestamentlichen „Kirchengesangbuch“ zu sprechen.

Und dann – ich traute meinen Ohren nicht – hörte ich die Bitte: „Lesen Sie uns doch einen Psalm vor.“ Können Sie sich meine Überraschung vorstellen?

Freilich ließ ich mir dies nicht zweimal sagen. Doch kann ich nicht richtig beschreiben, was ich empfand, als ich meine Bibel aus der Tasche holte und Psalm 103 aufschlug. Und dann las ich. Und sie hörten: das Lob Gottes für alles Gute, für die Vergebung der Sünden, für die Erlösung vom Verderben, für Gnade und Barmherzigkeit ...

Wie viele Gelegenheiten bietet uns Gott, von der wunderbaren Botschaft seiner Liebe zu reden!

Mit wie vielen Menschen führt er uns zusammen in „der schuldbeladnen Welt“!

Wie viele Gelegenheiten werden verpaßt! Auch ich habe schon viele Aufträge meines Herrn überhört. Leider! Ich möchte viel treuer werden. Angesichts der Tatsache:

„Aber ach, wie klein die Zahl der Schnitter
und wie groß und weit das Erntefeld!“

Alfred Gajan



Martin Holland

Der eine hat gepflanzt, der andere begossen; Gott aber hat das Gedeihen gegeben

„Der Herr ist gut“

a) *Getröstet*

Die meisten Väter meiner Klassenkameraden waren zwischen 1939 und 1945 im Krieg. Was wußten meine Freunde nicht alles zu erzählen von dem, was ihre Väter erlebten und welche Taten sie vollbrachten! Der eine war Rommels, des „Wüstenfuchs“, Fahrer; der andere hatte tolle Erlebnisse als Jagdflieger.

Jeder hatte etwas zu berichten, nur ich nichts. Mein Vater war daheim. Ihn hatten sie für den Krieg nicht brauchen können. Er ging, solange er noch gehen konnte, am Stock. Seine Lähmung schlich langsam, aber stetig voran und hinterließ erhebliche Schmerzen. Mir aber bleibt als Erinnerung, wie er gesungen hat: „Der Herr ist gut, in dessen Dienst wir stehn. Wir dürfen ihn in Demut Vater nennen.“ In den 32 Jahren seiner Krankheit habe ich ihn nie klagen gehört, sondern nur gesehen, wie er, von Jesus Christus aus überirdischer Kraft getröstet, lebte.

Ich habe das lange Jahre nicht verstanden. Ich scheute die Krankheit, litt unter dem Griff des Todes, der in jenen Jahren ringsum Menschen aus dem jungen Leben riß, und fragte mich, was das Leben für einen Sinn haben sollte. Auch andere sind schon umgetrieben worden von der quälenden Frage: Wie kann Gott gerade die Seinen so leiden lassen?

Gottes Liebe und die Schmerzen meines Vaters konnte ich Jahre hindurch nicht zusammenbringen, bis mir schließlich aufging, wie verdreht die Welt ist: Der Kranke ist getrost und der Gesunde mißgestimmt. So weckte Jesus in mir den Wunsch, auch aus seiner Kraft zu leben.

Nebenbei sei noch erwähnt, wie viele meiner Freunde ihren

Vater nie wiedergesehen haben. Manche blieben in der Hitze Nordafrikas, andere in der Schneewüste Rußlands oder im Geschößhagel irgendwo. Aber ich konnte meinen Vater noch über zwei Jahrzehnte behalten.

Gewiß hat Gott noch andere Menschen gebraucht, um mir aufzuzeigen, daß es auf die Kraft ankommt, aus der wir leben. Aber seit jenen Krankheitstagen sehe ich als meinen Auftrag, was Gott uns sagt: „Tröstet, tröstet mein Volk!“ (Jes. 40,1).

b) Treu

Da war jene Gemeindehelferin, die uns Jungscharler um sich scharte. Was sie gesagt hat, weiß ich nicht mehr. Aber ich sehe sie noch vor mir, wie sie reagierte, wenn ich kam – und wir zwei öfter ganz allein waren. Hatten die anderen keine Zeit? Fehlte ihnen das Interesse? Vielleicht hatten sie keine Mutter, die unermüdlich die Liebe zur Gemeinschaft junger Menschen unter Christus zu wecken versuchte? Wer weiß!?

Jene Gemeindehelferin spielte dann mit mir, als wenn das ganz natürlich wäre, daß eine Jungschar nur aus einem Buben und einer Leiterin bestehe. Sicher war sie traurig. Sicher hatte sie Wichtigeres zu tun, als sich mit einem Elfjährigen die Zeit am Galgenkegel zu vertreiben und ihm anschließend etwas von Jesus zu erzählen. Aber sie wußte etwas von dem Wort Gottes: „Nun sucht man nicht mehr an den Haushaltern, als daß sie treu erfunden werden“ (1. Kor. 4,2).

c) Vor der Wahl

Nachdem das „Tausendjährige Reich“ – nach 12 Jahren für viele überraschend schnell zu Ende gegangen – und die Nachkriegswirren überstanden waren, stand eines Tages in der Zeitung die Nachricht, daß der Segelfliegerverein wieder gegründet werde. In der alten Gewerbeschule trafen sich an jenem Abend in einem Klassenzimmer die Interessenten. Viele waren es nicht. Aber gebannt lauschte ich als 17jähriger den Worten der „alten Hasen“. Das Fliegen und das Basteln lockten mich ungemein. Vielleicht schwang auch etwas Sehnsucht mit nach meinem im Krieg früh gefallenen Vetter, den ich als

Segelflieger mit seiner schweren BMW und seinem ganzen Wissen so bewundert hatte.

Jedenfalls war ich dabei und träumte vom Fliegen, von der Weite der Landschaft und der Schönheit der Natur. So war ich fest entschlossen, bei der nächsten Versammlung wieder dabeizusein. In der Ferne sah ich schon meinen Beruf als Flugzeugkonstrukteur und freute mich insgeheim an jeder gelungenen mathematischen Aufgabe und prüfte alles, was ich im Physikunterricht über das Kräfteparallelogramm und anderes lernte, was mir für die Fliegerei wichtig erschien.

Es kam ganz anders. Ich wollte mich auf den Weg machen, als ich aus für mich unerklärlichen Gründen stoppte. An jenem Abend wurde mir klar, daß ich an einer Wegkreuzung stand. Entweder ich wählte das Segelfliegen mit allem und folgte so dem lockenden Ruf meiner Liebhaberei, oder ich folgte dem Ruf eines anderen, dem Ruf Jesu: „Machet zu Jüngern alle Völker ... und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe!“ (Matth. 28,19 ff). Die Entscheidung fiel zugunsten des anderen Auftraggebers.

Von diesem Tage an änderte sich äußerlich nicht viel. Aber von nun an war meine tägliche Lektüre das griechische Neue Testament. Auf Gott und Jesus Christus wollte ich hören. Gleichzeitig übernahm ich eine Jungschar. War mir doch klar geworden, was Jesus Christus will: Wir sollen ihm die besten Jahre unseres Lebens weihen und nicht warten auf gelegene Zeit.

Die Entscheidung zwischen meinen Wünschen und Jesu Auftrag hat mich nie gereut, auch wenn eine Liebe damit unerfüllt blieb und vielleicht Gaben ungebraucht blieben. Aber hat Jesus Christus nicht das Recht, uns ganz zu fordern?! Was er dann aus unserem Leben macht, das ist seine Sache. Aber er ruft jeden: „Folge mir nach!“

d) Voll Hoffnung

Unter unseren Lehrern ragte einer besonders hervor durch seinen Humor und seine Gabe, uns zur Diskussion zu reizen. Wir hatten bei ihm Religionsunterricht und Philosophie. Gepredigt hat er nie. Man munkelte, die Kirche erlaube es ihm nicht. Aber was wird nicht alles geschwätzt!

Seine Stunden waren Höhepunkte voll sprühenden Geistes. Er verstand es, uns aus der Reserve herauszulocken. Unvergesslich sind etwa die Stunden über die Heilige Schrift: Inwieweit ist die Bibel nur persönliches Glaubenszeugnis der Schreiber oder göttliche Offenbarung? Wir haben heiß gerungen. Als wir an die Auferstehungsberichte kamen, wurde es nicht weniger lebendig. Ist Jesus leiblich auferstanden? Warum werden die Frauen als erste Zeugen genannt? Sie galten im Altertum doch nicht als Zeugen und durften vor Gericht nichts aussagen. Wollte Markus mit den Frauen, die er als Zeugen nennt, sagen, daß Jesus nicht leiblich auferstanden, sondern alles bildhaft zu verstehen sei?

In jenen endlosen Diskussionen wurde mir immer deutlicher, warum die Bibel entgegen allem, was ich hier hörte, die leibliche Auferstehung Jesu betont. Gott hat die Seele *und* den Leib geschaffen. Er zeigt an Jesu Auferstehung seine Macht. Jesus wird seine Herrlichkeit auch den Seinen schenken.

Welche Freude ist das für alle, die vielleicht ein Leben lang, Jahrzehnte oder auch nur Monate unter ihrem kranken Leib leiden müssen. Gott hat seine Schöpfung nicht im Stich gelassen und wird den Seinen den neuen Leib schenken, daß sie so herrlich an Leib und Seele sein werden, wie der Schöpfer uns Menschen haben wollte. Angesichts einer alles hinterfragenden und hoffnungslos in die Zukunft starrenden Welt blieb mir durch das Studium hindurch die frohe Gewißheit, was Gott verheißt: „Siehe, ich mache alles neu!“ (Offb. 21,5)

„Herr, wie sind deine Werke so groß!“

a) Jesus allein

Konfirmandenbesuche haben es in sich. Manchmal ergibt sich ein lebhaftes Gespräch. Manchmal sitzen wir uns gegenüber, ohne daß der Funke überspringt. Am liebsten möchte ich natürlich auf den Glauben an Jesus Christus zu sprechen kommen und unter vier Augen fragen: Bist du dir bewußt, daß du dich für Jesus entscheiden mußt?

Denn ohne Glauben an Jesus gehen wir leer aus.

Nicht immer kommen wir gleich zum Kern. So fragte ich einmal einen Konfirmanden: „Was ist dir am Konfirmandenunterricht am meisten aufgefallen?“ – „Es läuft alles aufs gleiche hinaus“, war die etwas enttäuschende Antwort.

Ich bohrte weiter: „Und was ist das gleiche?“ – „Bei Ihnen dreht sich alles um Jesus!“ – Er hatte mich verstanden. Das ist mein Wunsch.

b) Morgenrot

Bei der Anmeldung zum Konfirmandenunterricht war Bernd nicht mitgekommen. Wahrscheinlich scheute die Pflegemutter, ihn mitzunehmen. Dafür erzählte sie mir, daß Bernds Vater im Rausch seine Frau, Bernds Mutter, und zwei Geschwister erschlagen hatte und später im Delirium gestorben war. Das hatte Bernd die Sprache verschlagen. Ich habe ihn das ganze Jahr über nicht ein Wort sprechen hören, und wenn ich mit ihm sprechen wollte, kamen nur stotternd ein paar Laute hervor, die ich mehr erraten als verstehen konnte.

So scheute ich mich, ihn zu fragen, das Gelernte vorzutragen. Immer wieder versuchte ich es. Aber das Stottern war so schlimm, daß nicht einmal die Kameraden, die nicht gerade zimperlich miteinander umgehen, ihn spottend ansahen. Eher war zunächst Entsetzen, später Mitleid und Gleichgültigkeit zu spüren.

Als der Konfirmationsgottesdienst heranrückte, zauderte ich. Sollte ich auch Bernd ein Stück – wenn auch ein kleines – unseres christlichen Glaubens im Gottesdienst vortragen lassen, oder sollte ich ihn schonen? Ich entschloß mich, ihn zu fragen. Er wollte sich nicht ausschließen. So gab ich ihm den ersten Glaubensartikel, den sonst immer die Gemeinde sprach.

Bei der ersten Probe im Gotteshaus wurde es ihm schlecht, und er ging hinaus. Mir wurde bang. Bei der zweiten Probe ging es erstaunlich gut trotz Stotterns. Ich tröstete ihn: „Du brauchst dich nicht zu fürchten; wenn es am Sonntag nicht klappt, dann spreche ich dieses Wort selbst. Das ist gar nicht schlimm. Jeder kann sich mal verhaspeln.“

So kam der Konfirmationsgottesdienst. Als Bernd an die Reihe kam, da sprach es aus ihm in klarer Sprache, als ob er noch nie gestottert hätte: „Ich glaube an Gott den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde.“ – Mir war es, als ob Gott, der Schöpfer, Bernd schon hier die neue Zunge geschenkt hatte. Und wie strahlten seine Augen!

c) Donnergrollen

An einem Sonntagabend nach 22 Uhr klingelte das Telefon. Eine Frau bat mich, für ihren sterbenden Mann zu beten. Ich bot mich an, ihn sofort im Krankenhaus zu besuchen. Aber die Unbekannte lehnte ab: „Mein Mann ist seit 4 Tagen bewußtlos; er hatte einen Schlaganfall. Die Ärzte haben ihn aufgegeben. Ansprechbar ist er nicht mehr.“

Was tun? Das Erbetene tat ich; dann schrieb ich der Fremden einen Brief, damit sie spüre, ich habe ihre Bitte erfüllt. Als ich den Brief bei ihr einwerfen wollte und noch Licht sah, klingelte ich kurz entschlossen und fand eine verzweifelte Frau vor. Es sprudelte nur so aus ihr hervor: Ihr Mann hatte seine führende Stellung als Bürgermeister wegen Alkoholmißbrauchs verloren. Auch als kaufmännischer Angestellter habe er nicht viel fertiggebracht. Nun hatte er am Donnerstagabend einen Hirnschlag erlitten – nachdem sie ihm kurz zuvor Vorwürfe gemacht hatte.

Im Unfrieden waren beide getrennt worden! „Wenn ich ihn wenigstens um Verzeihung bitten könnte!“, klagte die tapfere Frau des Alkoholikers nach allem, was sie erlitten hatte.

Wir beteten noch miteinander. Am nächsten Morgen rief mich die Frau übergücklich an: „Mein Mann ist noch einmal kurz aus der Ohnmacht zu sich gekommen, und ich konnte ihn um Vergebung bitten.“ In den nächsten Tagen dämmerte er dahin. Ich besuchte ihn im Krankenhaus. Wider alles Erwarten ging es mit ihm wieder bergauf – Welch beneidenswert kräftige Natur hatte Gott ihm geschenkt!

Bei einem der Besuche sagte mir der dem Tod Entrissene: „An mir ist ein Wunder geschehen. Die Ärzte sagen es auch!“ So lobten wir miteinander die Güte Jesu und priesen seine Macht.

Als er entlassen war, besuchte ich ihn wenige Tage danach – und traf ihn mit gebrochenem Arm an. Mein Bedauern ertete nur ein paar mir mürrisch erscheinende Worte. Die Atmosphäre war fröstelnd. Voller Fragen machte ich mich nach einer Weile auf den Heimweg. An der Haustür öffnete die traurige Frau ihr Herz: „Mein Mann hat, kaum daß er wieder daheim war, sich so volllaufen lassen und im Rausch mich so geschlagen, daß er an mir sich den Arm gebrochen hat.“

Am hellichten Tag schien mir die Nacht hereingebrochen zu sein. Da sieht einer Gottes Taten; er erkennt sie als Wunder. Aber Jesus erkennt er nicht und folgt ihm nicht nach!

d) Gott als Weingärtner

Ich war beim Gärtner und kaufte zwei Johannisbeersträucher. Es waren zwei herrliche Exemplare mit starken, festen, langen Wurzeln mit mächtigen Trieben. Die Gärtnerin sagte mir, wie ich die Wurzeln und Triebe beschneiden müßte, packte aber gleich selbst zu und schnitt drauflos, daß es mir ganz weh tat, wieviel die Meisterin wegschnitt. Ich wollte gerade wehren, als eine treue Besucherin der Bibelstunde zu mir sagte (sie hatte ihren gebrochenen Arm in Gips): „Gott beschneidet uns doch auch!“

Sie hatte recht. Gott nimmt uns manches, um uns zuzubereiten. Aber das Erstaunliche ist, daß Christen an Gottes Liebe nicht irre werden, wenn er sie beschneidet.

Er führet mich auf rechter Straße

a) Der Weg zum Blauen Kreuz – oder: überhörte Warnungen

Mir war es peinlich, daß mein Vater unserem Nachbarn regelmäßig die Blätter des Blauen Kreuzes in den Briefkasten warf. So blieb mir nichts anderes übrig, als daß wir, der Nachbarjunge und ich, als Grundschüler auch darüber schwatzten, ob der Wein gefährlich sei oder nicht. Was verstand ich schon davon?!

Im Spiel zeigte mir mein Freund, wo sein Vater den Likör

aufhob: im Kasten der Standuhr. Damals lernte ich auch Augustin, den bedeutenden Bischof der alten Kirche, kennen mit seinem Hauptwerk „Der Gottesstaat“ – hinter diesem Buch stand nämlich eine zweite Flasche mit einem erlesenen Tropfen. So begleitete meinen Freund und mich von Kindesalter an das Problem „Alkohol“.

Im Laufe der Jahre schickte Gott manche andere Warnungen, z.B. einen schweren Verkehrsunfall zur Faschingszeit.

Dann kam das Abitur. Als alles vorbei war, feierten wir, wie sich's gehört. Mein Freund war schon am frühen Abend unserer Feier reichlich fidel. Auf dem Heimweg lief er so ungeschickt gegen einen Baum, daß er mit einem ordentlichen Pflaster an der Stirn zur offiziellen Feier erscheinen mußte. Noch um eine weitere Warnung weiß ich: Sein erstes juristisches Examen bestand er glanzvoll, so daß sein Vater berechtigte Hoffnungen hatte, daß von seinen Söhnen wenigstens einer seinen Weg machen werde, nachdem der jüngste auf der Straße tödlich verunglückt, zwei im Krieg gefallen waren und einer bei der Geburt gestorben war. Mein Freund feierte eines Abends die Einweihung eines Gartenhäuschens. Auf dem Heimweg krachte er mit dem Mercedes gegen einen Baum. Sechs Tage später war die Beerdigung. Noch heute geht mir nach, wie oft Gott meinen Freund gewarnt hatte. Ich aber weiß, daß wir Christen uns noch mehr der Süchtigen und der Suchtgefährdeten anzunehmen haben. Darum ist es mir ein Bedürfnis, im Blauen Kreuz, so gut ich kann, mitzuarbeiten.

Im Dienst Jesu werden wir beschenkt. So lernte ich auch über das Blaue Kreuz Fritz Grünzweig kennen.

b) Die Arbeit in der Synode

Es war im Frühsommer 1965, als mich auf dem Pfarrertreffen mein späterer Freund Fritz Grünzweig ansprach, ob ich nicht bereit wäre, mich für die Synode der Württembergischen Landeskirche aufstellen zu lassen. Spontan lehnte ich ab. Mit 30 Jahren hielt ich mich für zu jung und wollte auch gerne in meinem Pfarramt mit ungeteilter Schaffenskraft bleiben, wo ich so gerne wirkte. Aber seiner Bitte konnte und wollte ich mich nicht entziehen.

Doch es kam anders: 18 Jahre Einblick in dem kirchenleitenden Amt, davon einige Jahre die Verantwortung. Was mich am stärksten beeindruckt hat? Zu allererst die Beobachtung, wie Jesus, der Herr seiner Kirche, sie durch alle Schuld hindurchträgt. Ob wir uns auch als einzelne sowohl unserer Schuld als auch der leidenden Liebe und Wirksamkeit Jesu bewußt sind?

Zum anderen der beachtliche persönliche Einsatz vieler Christen für ihre Kirche, wobei ich nur hoffen kann, daß dort, wo von „Kirche“ die Rede ist, Jesus Christus gemeint ist. Schließlich der unerwartete Respekt, den die Kirche in der Welt genießt. Ob wir daraus immer genügend die Konsequenzen ziehen und die Achtung benutzen, um den Einfluß Jesu in die Öffentlichkeit zu bringen? Oder ob wir vielleicht mehr Respekt genießen, als wir geistlich verdienen?

Jedenfalls werden alle Mitarbeiter in Kirche und Diakonie sich die biblischen Warnungen vor den „Hirten“ sehr zu Herzen nehmen müssen! Darum liegt mir die geistliche Erneuerung der kirchlichen Mitarbeiter besonders am Herzen.

c) Die Mitarbeit im Albrecht-Bengel-Haus

Ein weiteres Feld, wo ich mit meinem väterlichen Freund, Fritz Grünzweig, enge Verbindung pflege, ist die Arbeit in dem theologischen Studienhaus. Als in den sechziger Jahren einerseits die Zahl der Theologiestudenten, die ihr Studium abbrachen, über 30% stieg, andererseits immer mehr fromme Eltern ihren Kindern abrieten, Theologie zu studieren, mußte etwas geschehen. Fritz Grünzweig und andere, die damals in der Synode die Probleme sahen, überlegten, wie der Not abgeholfen werden könne. Wie es dem Wesen des württembergischen Pietismus entspricht, machten wir keinen Alleingang, sondern überlegten mit Verantwortlichen aus Gemeinden und Universität, wie Hilfe geschehen könne. So wurde 1969 das Albrecht-Bengel-Haus bewußt in der Universitätsstadt Tübingen gegründet in kritischer Nähe zur Universität mit dem dreifachen Ziel:

1. theologische Begleitung des Studiums an der staatlichen Universität;

2. geistliche Gemeinschaft der Theologen;
3. Gemeinde-Kontakt der künftigen Pfarrer.

Das Werk, in dessen Leitung wir uns regelmäßig abwechseln, ist erstaunlich gewachsen. Anfängliche Befürchtungen, wir würden die Kirche spalten, zeigten sich als völlig unbegründet. Unübersehbar ist der selbst von den Theologie-Professoren anerkannte positive Einfluß auf die theologische Studentenschaft: Man studiert wieder die biblischen Fächer, und die Humanwissenschaften wie Soziologie, Psychologie und Politologie treten zurück. Wir aber warten darauf, daß jene dem Albrecht-Bengel-Haus anvertrauten jungen Menschen von ganzem Herzen Jesus Christus lieben und ihm als ihrem Herrn nachfolgen.

An der Front des Großen Saales der Evang. Brüdergemeinde Korntal steht unübersehbar das Wort, das uns alle bei unserer Arbeit leiten soll: „Siehe, ich komme bald.“ „Amen. Ja, komm, Herr Jesu!“

Martin Holland



David Jaffin

Die geheimnisvollen Wege Gottes

Es war 1961. Ich war damals noch keine 24 Jahre alt und nahm Abschied von meiner Mutter, denn eine lange Europareise lag vor mir. Eine Art Bildungsreise nach England und Italien, die zwei oder drei Monate dauern sollte. Ich war mitten in meiner Studienzeit, hatte meinen Magister in Europäischer Geschichte erworben und wollte weiter studieren, um den Doktor zu machen. Ich hatte den höchsten akademischen Preis meiner Universität bekommen, und der Weg zur Promotion lag vor mir. Nach einiger Zeit würde ich dann Professor werden. Eigentlich wollte mein wohlhabender und erfolgreicher Vater, daß ich, wie er, Jura studieren sollte, um seine Firma zu übernehmen. Aber ich habe mir den Weg einer Universitätslaufbahn erkämpft, welche ein viel magereres Gehalt mit sich bringen würde.

Der einzige Sohn

Wenn ich zurückblicke, war damals Gott keine wesentliche Frage für mich. Ich stamme aus einer liberalen, modernen, jüdischen Familie, dritte Generation in Amerika. Meine Vorfahren kamen aus einem Ghetto in Osteuropa, und meine Großeltern vertraten zwei total verschiedene Arten von dieser Tradition. Der Vater meines Vaters, ein Mann, der selbst etwas aus sich gemacht hatte, war Kommunist, enger Freund Trotzki's, Mitplaner der Russischen Revolution. Sein Vetter war sogar Kultusminister unter Lenin und wurde als Außenminister zur Räterepublik geschickt. Sein Zug wurde in die Luft gesprengt von deutschen, rechtsradikalen Offizieren. Die Mutter meiner Mutter aber war zutiefst fromm, gesetzestreu, hat sogar Wunder erlebt. Und meine beiden Eltern lebten vor allem für den Wohlstand. Mein Vater war in diesem Sinne sehr erfolgreich, sehr angesehen.

Als kleines Kind war ich das Lieblingskind, der einzige Sohn. Damals war ich uninteressiert an der Schule, aber sehr

sportlich. Mit 13 Jahren, mit meinem Bar Mitzvah, war ich plötzlich ein anderer Mensch. Ich fing an zu dichten, las russische Romane und beschäftigte mich mit klassischer Musik. Dichtung und Wissenschaft, das waren meine Lebensinhalte, als ich mit fast 24 Jahren unterwegs nach Europa war.

16 Jahre nach Auschwitz

Meine Mutter sagte mir kurz vor der Abreise: „David, gehe nicht nach Deutschland, und wenn du hingehst, bringe mir ja keine deutsche Frau zurück.“ Das war 1961, *16 Jahre nach Auschwitz*. In der Gegend, aus der meine Großeltern stammten, gab es keine Überlebenden, alle waren von den Nazis vergast worden.

Auf dem Schiff traf ich einen Freund aus der High School, der Gesamtschule, die in Amerika üblich ist. Er war auch aufgeklärter, liberaler, moderner Jude, und er wollte das Nachkriegsdeutschland anschauen. Ich dachte an das Wort meiner Mutter, sagte aber innerlich zu mir, du bist alt genug, um selbst zu entscheiden. – „Ehre Vater und Mutter“ gilt unter den Juden als das Gebot, das am schwersten zu erfüllen ist. – Und ich machte aus, mich mit meinem Freund in Deutschland zu treffen.

Wir hatten beide Eurail-Pässe, welche uns die Möglichkeit gaben, hinzufahren, wo wir wollten. Unterwegs im Zug traf ich einen jungen Deutschen, und ich fing an, über Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart zu sprechen. Er sagte mir: „Ich bin stolz, Deutscher zu sein, aber ich hasse alles, was Hitler getan hat.“

Er lud mich ein nach Moers zu seinen Eltern, welche früher mit Juden befreundet waren. Sie weinten, als sie über die Vergangenheit sprachen. Ich war betroffen. Mitten in der Nacht – es war schwierig genug für mich, meinen ersten Abend in Deutschland zu verbringen – hörte ich ein lautes, schreckliches Schreien. Ich stand auf, dachte an die Konzentrationslager, wollte weg, aber mein Gastgeber sagte mir, daß nur gegenüber ein Schlachthaus sei.

In München

Um eine lange Geschichte kurz zu machen: in München habe ich meine zukünftige Frau kennengelernt. Ich blieb Monat um Monat. Wir entschieden uns, zu heiraten. Ich schrieb meinen Eltern. Und die flogen nach Deutschland zur Hochzeit, auch wenn sie sich vorgenommen hatten, niemals deutschen Boden zu betreten. Das war kurz vor der Hochzeit.

Meine Eltern sagten: „David, du kommst allein mit uns nach Dachau, zum Konzentrationslager.“ Und ich tat das. Mein Vater ging mit mir durch die Ausstellung und sagte: „David, das ist, was dieses Volk an uns getan hat, und du willst eine Deutsche heiraten.“

Und ich kann mich gut erinnern, wie ich geantwortet habe: „Vater, was da geschah, was Deutsche an Juden getan haben, war nicht nur das schlimmste Verbrechen in der Weltgeschichte, sondern da ist das Böse in den Menschenherzen offenbart. So etwas kann sich wiederholen, und zwar unter allen Völkern.“

Die Hochzeit war trübe. Meine tapfere Frau ging dann mit mir nach Amerika, wo ich Assistent war an meiner Universität. Meine Eltern sagten allen: „Sie ist nicht schuldig, sondern David. Seid nett zu ihr.“ Welche unvorstellbare Spannung! Die ganze Familie war entsetzt. Meine Eltern taten ihr Bestes, sich von mir, ihrem Lieblingskind, zu distanzieren, aber sie konnten es nicht.

Nur eine stand zu uns und hat die Ehe ganz und gar akzeptiert, meine fromme Großmutter, welche Wunder erlebt hatte. Sie sagte: „Der Herr, der Gott Israels, wird wissen, was er vorhat, wenn David eine Deutsche heiratet.“ Sie hat recht gehabt!

Im Mai 1962 sind wir nach Deutschland umgesiedelt. Ich forschte weiter für meine Doktorarbeit, und wir lebten auf dem Land, fast 35 Kilometer von München, in der Nähe meiner Schwiegermutter. Ich merkte, seit ich meine Frau kennengelernt hatte, daß eine innere Demut und Bescheidenheit ihre ganze Person prägte. Ich wußte, daß das aus ihrem Glauben, ihrer christlichen Haltung kam.

Diese Demut hat mich, wie Paulus in Römer 11 sagt, gereizt, herausgefordert. Ich wollte etwas über die Quelle dieser Gabe erfahren. Ich war auch auf der Suche, der Suche nach mir selbst, nach dem Ursprung der Liebe, nach dem Sinn von Leiden, vor allem dem Leiden meines Volkes, und auch nach dem Sinn des Todes. Ich fing nochmals an zu dichten, aber ich lernte Stück um Stück, daß weder Wissenschaft noch Dichtung eine Antwort auf diese zentralen Fragen bieten konnten.

Ich ging in die Kirche, und, Gott sei Dank, der Pfarrer, Willi Wendler, war beides, zutiefst schriftgemäß gläubig und sehr intelligent. Seine Auslegungen fesselten mich. Ich fing an, immer öfters in den Gottesdienst zu gehen, und sang auch im Kirchenchor. Ich war innerlich mehr und mehr ein Christ geworden, nicht wie Paulus auf einmal, sondern Stück um Stück. Aber trotzdem ging das sehr schnell, denn ich bin, wie viele Juden, sehr intensiv und temperamentvoll. Schon im Herbst 1962 schrieb ich ein Kreuzesgedicht, welches 1968 in meinem ersten Gedichtband erschien. Ich näherte mich dem Gott Israels, Jesus Christus.

Und dann erinnere ich mich, daß unser Chor einmal auswärts sang wegen der Beerdigung eines Pfarrers. Da wurde leidenschaftlich gepredigt, daß der Pfarrernachwuchs ein schweres Problem sei. Etwas in mir war zutiefst innerlich bewegt. Der Gedanke tauchte auf: Vielleicht bin ich gemeint, vielleicht bin ich berufen.

Aber diese Zeit war auch geprägt von der Arbeit an meiner Dissertation, welche 600 Seiten betrug – in Amerika ist unsere Doktorarbeit wie eine Habilitationsschrift, nämlich Voraussetzung, um Professor zu werden. Auch habe ich viele Gedichte geschrieben, Liebesgedichte, aber auch religiöse Gedichte, Gedichte, welche die Macht der Liebe, des Leidens und des Todes über uns zeigen. Auch habe ich damals öfters Vorträge gehalten über die Juden in Deutschland. Dann begann mir immer mehr bewußt zu werden, daß ich Jude bin.

Und dann war es 1970, ich war Lektor für Geschichte. Wir gingen im Sommer nach Italien, um Ferien mit meinen Eltern zu machen. Sie waren gerade wieder abgereist, und am gleichen Abend um 24 Uhr läutete das Telefon bei uns. Es war meine Tante Nicki. Ihr Sohn, mein bester Freund, Moss,

hatte Selbstmord begangen unter Einfluß von LSD. Ich war zutiefst betroffen und habe in diesem Moment die Entscheidung fest gemacht, mein Leben Jesus Christus zu übergeben und zu widmen.

Ich ging, als wir nach Hause kamen, zu Pfarrer Wendler, sagte ihm von meinem Entschluß, und nach einiger Zeit habe ich ein Stipendium in der Württembergischen Kirche erhalten. Im August 1971 bin ich getauft worden, und in den darauffolgenden Tagen sind wir nach Tübingen gegangen, um eine Wohnung zu suchen.

„Wer Vater oder Mutter mehr liebt ...“

Aber durch die Entscheidung, mich taufen zu lassen, Pfarrer zu werden, ist mein Verhältnis zu meinen Eltern fast ganz und gar zerbrochen. Mein Vater wollte mich nicht mehr sehen, mich nicht mehr als seinen Sohn anerkennen. Er wurde krank, sehr krank, und jeder hätte gesagt, wenn er gestorben wäre: „Du, David, du hast deinen Vater getötet.“

Wir lebten in ungeheurer Spannung. Die Aussage Jesu: „*Wer Vater oder Mutter mehr liebt ... als mich, ist mein nicht wert*“ wurde unsere tägliche geistliche Speise. Und dazu: „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach, der ist mein nicht wert.“

In meiner Gemeinde jetzt in Malmsheim gibt es viele Jugendliche, die aus unkirchlichen Familien zum Glauben gekommen sind. Und jeder von ihnen muß sein Recht erkämpfen, Christ zu sein, in den Gottesdienst und in unsere Kreise zu gehen. Wer sein Glaubensrecht erkämpfen muß, dessen Glaube wird bewahrt Tag um Tag durch die Nähe unseres Herrn Jesus Christus. Das habe ich selbst Tag um Tag erlebt.

Meine Beziehung zu meinen Eltern ist heute wieder sehr gut, und zwar weil mein Vater weiß, daß ich mich sehr engagiere für Israel. Durch Jesus Christus habe ich den Weg gefunden, um ein wahrer Jude zu werden, denn er ist König der Juden, INRI. Und diesen INRI-Vortrag über Jesus von Nazareth, den König der Juden, habe ich Dutzende Male gehalten, im Bekenntnis zu Jesus Christus, aber auch im Bekenntnis zu seinem erstgeliebten Volk, zu dem ich auch gehöre.

Wunder

Während meiner Zeit im Dienste Christi habe ich mehrere *wirkliche Wunder* erlebt. Jugendliche aus total unchristlichen Familien haben sich zu Christus bekannt.

Aber wenn ich an das alles denke, was Jesus Christus gewirkt hat, denke ich vor allem an ein Erlebnis, welches ich in meiner ersten Gemeinde gehabt habe. Eine Frau, um 40 Jahre alt, war im Krankenhaus. Es bestand der Verdacht, daß sie Brustkrebs hatte. Diese Frau war Christin, aber aus Tradition, nicht neugeborener Christ. Ich kann mich an den Tag erinnern, als ich sie besuchte. Ich betete, daß der Herr mir Kraft verleihen solle, um die richtigen Worte zu sagen, denn ich wußte, daß menschlicher Trost ihr gar nicht helfen konnte, sondern allein die Nähe des Herrn.

Als ich ins Zimmer trat, schaute sie mich ängstlich an. Plötzlich war etwas in mir bewegt, ich fing an zu reden, ohne daß die Gedanken von mir selbst kamen. Ich sagte: „Ich will, daß Sie sich sehr bewußt darüber werden, vor was Sie Angst haben. Warum haben Sie Angst?“

Sie sagte mir: „Weil ich vielleicht sterben muß, weil ich vielleicht sehr viel leiden muß, weil meine Kinder noch nicht groß sind.“ Und als sie das sagte, war sie in Schweiß gebadet. Und dann sagte ich, sagte eine Stimme in mir: „Jetzt denken Sie an Jesus Christus, wie er zum Kreuze ging, denken Sie an seine Todesangst, an seine Angst vor schrecklichem Leiden.“ Und sie tat das.

Und dann sagte ich, unter innerer Führung: „Übergeben Sie jetzt Ihre ganze Not und Angst dem Christus.“ Als ich das sagte, war es wie ein Licht, welches durchgebrochen ist, als ob das ganze Dunkle und Schwere von mir selbst weggenommen wäre. Die Frau strahlte mich an: „Herr Pfarrer, ich habe keine Angst mehr. Ich habe den Herrn erlebt. Er trägt meine Last.“

So groß, so tief war ihr Erlebnis, daß ich selbst das auch erlebt habe. Gelobt und gepriesen sei der Herr, Jesus Christus, unser Heiland und Erlöser!

Ich denke daran, wie ich vor zwei Jahren zum Arzt ging, denn ich hatte ein Gewächs an einer empfindlichen Stelle. Mein Arzt sagte: „Es ist bestimmt nicht ernst“, und er gab mir

Medizin, Antibiotika und auch ein Mittel gegen Schwellungen. Nach einer Woche war es nicht besser, und mein Arzt schickte mich zu einem Spezialisten. Der tastete die Stelle ab und sagte: „Es wird nicht ernst sein“, aber er wollte, daß ich noch mit ihm in einen dunklen Raum gehen sollte. Da nahm er eine Taschenlampe und schaute genau. Ich sah, daß Angst in seinem Gesicht war.

Er sagte: „Es ist hart, Sie müssen sofort operiert werden.“ Ich war erschreckt. Ich fragte, ob es Krebs sei, aber er meinte: „Bestimmt nicht.“ Ich sagte: „Wenn bestimmt nicht, dann will ich warten mit der Operation.“ Er antwortete: „Wenn es Krebs ist, muß es sofort entfernt werden. – Aber wir warten eine Woche. Ich gebe Ihnen die stärkste Medizin, und wenn diese Schwellung dann nicht zurückgeht, müssen Sie sofort operiert werden.“

Ich ging nach Hause. Jeden Abend schaute ich die Stelle an. Die Schwellung ging nicht zurück. Am fünften Abend habe ich gewußt, jetzt muß du operiert werden, wahrscheinlich hast du nur noch ein paar Jahre zu leben. Ich war, wie die Jünger am See Genezareth, voller Angst, denn ein Sturm der Angst und des Entsetzens war in mir.

Plötzlich griff ich zur Bibel, machte meine Augen zu, wartete, bis ich glaubte, hier ist die Stelle, welche Jesus will, daß ich sie lese, und dann las ich: „Du wirst meine Herrlichkeit schauen.“ Die Angst verschwand. Ich wußte, ich gehörte dem Herrn und zu seinem Reich. Warum dann muß ich mich fürchten?

Es war, wie sich später zeigte, nicht Krebs. Und ich danke dem Herrn, daß er mich Tag um Tag, Jahr um Jahr in seinem Dienst geführt hat. Und ich bezeuge voll Gewißheit für jeden Leser dieser Zeilen: Jesus Christus ist der Herr, der täglich zu uns hält und uns führt, und wer sein Leben ihm übergibt, der wird wahre Freude und wahren Frieden finden, nicht nur für sich selbst, sondern auch als Werkzeug unseres allmächtigen Herrn.

Dr. David Jaffin



Wilfried Mann

Erlebnisse mit der gesungenen Botschaft

Nach einer Zeltevangelisation wünscht mich ein Mann mittleren Alters zu sprechen. Er ist aufgrund der Einladung des Evangelisten nach vorne gekommen. Weil ihn eines meiner Lieder an diesem Abend besonders beeindruckte, will er mich, den Sänger, sprechen.

Schnell ist er bei seinem Problem: dem Alkohol – seinem Freund und Feind! Mehrere Entziehungskuren brachten bisher nur Teilerfolge. Einige Male schon hatte er bewußt dem Alkohol abgesagt und Jesus Christus im Glauben angenommen. Oft war er mehrere Wochen oder sogar Monate „trocken“. Doch immer wieder erlitt er Rückfälle – so auch jetzt.

„Warum heilt mich Jesus nicht?“, fragt er mich. „Stimmt es nicht, was Sie gesungen haben: ‚Hilf du mir, Herr, dann ist mir geholfen; heile mich, Herr, dann bin ich geheilt?‘“ Ein gutes Gespräch folgt, das wir am Ende so zusammenfassen: Jesus Christus kann heilen und will helfen. Dies setzt jedoch eine bußfertige Haltung voraus und einen entschiedenen Willen des Menschen. Freunde, die begleiten und im Gebet tragen, sind dabei hilfreich.

Es ist nicht nur der Text eines Liedes, der einen Menschen bewegen kann. Auch die Melodie hat großen Einfluß auf Seele und Empfinden. Ein bekannter Komponist drückt es so aus: „Ich betrachte Musik nicht nur als eine Kunst, das Ohr zu ergötzen, sondern als eines der größten Mittel, das Herz zu bewegen und Empfindungen zu erregen.“

Menschen, die in Anfechtung sind oder seelisch leiden, empfehle ich, zu singen oder – wenn sie dazu nicht imstande sind – Lieder und gute Musik zu hören; ist auch dies nicht möglich, sollten sie Liedtexte lesen, sowohl solche, die vor zig Jahren geschrieben wurden, als auch Texte, die in unserer Zeit entstanden sind. Von Martin Luther stammt das Wort: „Der schönsten und herrlichsten Gaben Gottes eine ist die Musica, damit man viel Anfechtungen und böse Gedanken vertreibt.“

Durch ein Lied

Wirkungen durch das Lied kann ich persönlich bezeugen. So hat Jesus Christus mir durch ein Lied die Augen für den Glauben an ihn geöffnet. Es war während einer Evangelisation. Ich sang das Lied mit „Komm heim, o du irrende Seel“. Plötzlich wurde mir klar, daß der Schritt zu Jesus nicht ein Wagnis ist und ins Ungewisse führt, sondern daß es ein Nachhausefinden des Menschen zu Gott ist. Mir wurde wichtig, daß jeder Mensch von Gott geschaffen ist und deshalb zu Gott hin lebt. Diese Erkenntnis machte es mir leicht, an jenem Abend ein klares Ja zu Jesus Christus zu sagen. – Ich war sowohl vom Text als auch von der Melodie des Liedes angesprochen.

Mancher stellt die Frage, ob der Glaube an Jesus Christus etwas mit Gefühl zu tun hat. Gott begabt den Menschen mit Verstand, Willen und Gefühl. Auch in Glaubensdingen gehören diese drei zusammen.

Gerne erinnere ich mich an den Brief einer Hörerin des Evangeliums-Rundfunks. In einer Sendung hatte sie das von mir gesungene Lied gehört: „Ich will, ich kann nicht mehr mir selber leben.“ Sie bezog den Text auf sich persönlich, kniete nieder und sprach den Liedtext als Gebet, um Jesus Christus in ihr Leben aufzunehmen.

Oder das Zeugnis einer in Bethel arbeitenden Krankenschwester. Sie hatte Streit zwischen zwei geistig und körperlich behinderten Mädchen zu schlichten. Erschöpft ging sie in ihr Zimmer. Sie schaltete das Radiogerät ein und hörte in der Vormittagsendung des Evangeliums-Rundfunks das Lied: „Sei still, mein Herz, was immer dir geschieht!“ – In ihrem Brief schreibt die Schwester: „Ihr Lied gab mir im richtigen Moment innere Ruhe, Mut und Zuversicht.“

Nach einem Konzert im Großraum Frankfurt kommt ein junger Mann, Sänger im Kirchenchor, auf mich zu. „Sie werden mich nicht kennen. Aber ich kenne Sie“, sagte er freudestrahlend. „In einer Zeltevangelisation sangen Sie am zweitletzten Abend ein Lied, wodurch mir klar wurde: ‚Komm zu Jesus! Das ist ein Ruf an dich!‘ Ich habe damals mein Leben Jesus Christus übergeben.“ Wir sprachen noch miteinander

von Liedern und Musik gebraucht. Es kann das einfache Gospellied Menschen in die Nachfolge Jesu rufen oder – wie an jenem Konzertabend – durch das gewaltige Oratorium von Joh. Seb. Bach das Lob Gottes gesungen werden.

„Wenn Gott will und wenn wir leben...“

Gott spricht durch alte und neue Lieder. So beispielsweise durch das von Manfred Siebald geschriebene Lied: „Wenn Gott will und wenn wir leben...“ Auch mir ist es lieb geworden, und viele Male habe ich es schon gesungen, auch bei Evangelisationen.

Ich erinnere mich an einen solchen Abend. Drei Besucher sprachen mich auf dieses Lied hin an. Eine Frau in Trauerkleidung bedankte sich sehr herzlich. Das Lied habe ihr Trost gegeben. Vor einer Woche war ihr 14jähriger Sohn tödlich verunglückt. „Wie dankbar und glücklich bin ich, daß er ein Eigentum Jesu ist. Er glaubte an ihn. Deshalb kann ich wissen, daß er jetzt bei seinem Herrn ist. – So Gott will, werden wir uns wiedersehen.“

Die zweite Begegnung zeigte mir, daß das Lied unterschiedliche Fragen und Gedanken ausgelöst hatte. Vor mir stand eine Frau, etwa Ende Fünfzig. Unumwunden fragte sie mich: „Glauben Sie wirklich, daß nur die Menschen sich wiedersehen werden, die an Jesus Christus glauben?“ Ich bestätigte ihr dies. Mit Tränen in den Augen sagte sie mir: „Mein Mann liegt im Sterben. Er glaubt noch nicht an Gott.“

Das Gespräch mit einem Lehrer war die dritte Begegnung an jenem Abend. Er bat mich um den Text dieses Liedes. „Es hat mich stark angesprochen“, sagte er. „Ich möchte anhand dieses Textes mit den Kindern in den verschiedenen Klassen über Tod und Ewigkeit sprechen.“ Sein Vorhaben beeindruckte mich!

Gottes Geist weht, wo er will und wie er will. Dankbar bin ich dafür, daß Gottes Geist auch Lieder und Musik benutzt. Er möchte Menschen bereitmachen, sich mit einer klaren Entscheidung Jesus Christus anzuvertrauen. Und das macht mich froh.

Wilfried Mann



Eduard Ostermann

Eine Begegnung im Flugzeug

Gott ist der Herr der Geschichte

Erst spät habe ich diesen Gott persönlich kennengelernt.

Ich studierte Philosophie. Beeindruckt von meinen Kriegserlebnissen, wollte ich es genau wissen. Es ging mir um die Frage: „Gibt es einen Gott, einen Gott, der unsere Welt samt unserem Schicksal fest in seiner Hand hält?“

Meine Dissertation schrieb ich über „Der Kausalitätsbegriff in seiner Bedeutung für die empiristische Gesellschaftsphilosophie“. Ich fand dabei heraus, daß im Grunde genommen auch die atheistischen Philosophen ohne Gott nicht auskommen können. Besonders faszinierten mich die alten Griechen, ich wurde Neo-Platoniker und Universalist und meinte, alles mit der Ideenlehre von Plato erklären zu können.

Aber dann entdeckte ich die Bibel. Ich las sie mit dem Heißhunger des Philosophen, und ich war zutiefst beeindruckt. Wo die Philosophie langatmige, seitenlange Sätze gebraucht, um etwas zu erklären, die ich oft mehrmals lesen mußte, um sie überhaupt zu begreifen, benötigt die Bibel nur einige Worte, allerdings mit sehr starker Aussagekraft. Hier nur ein paar Beispiele:

Die Bibel lehrt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, oder: „Es bleiben zum Schluß nur Hoffnung, Glaube und Liebe, aber die Liebe ist die größte dieser drei.“

Mit diesen Sätzen läßt sich ein ganzes Menschenleben beschreiben. All unser Tun hängt von unserem Glauben, unserer Hoffnung oder unserer Liebe ab. Alles läßt sich auf Glaube, Hoffnung und Liebe zurückführen. Und ob wir dabei innerlich froh sind, sehen wir am Verhältnis zu unserem Nächsten. So einfach ist es.

Kapiert habe ich dies aber erst, als mir klar wurde, daß mir der Gott, den ich von der Philosophie her kannte und der mir als geistige Großmacht unendlich weit vom Menschen entfernt schien, in Wirklichkeit ganz nahe ist, ja mich umgibt,

mich beim Namen kennt und in mir wohnt und wirkt. Befahren hatte ich dies erst, als ich Jesus Christus als meinen Herrn, meinen Heiland, aber auch als meinen Vater fand. Nur in Jesus Christus, der wahrer Mensch und wahrer Gott ist, können wir Gott erfahren und verstehen. Gott mußte Mensch werden, um uns zu lehren und zu retten. Jesus sagt: „Wer mich sieht, der sieht den Vater.“ Und seitdem hat sich mein Leben, das Leben meiner Familie und vieler aus meiner Umgebung verändert.

Mit anderen Augen

Heute sehe ich alles mit anderen Augen, ich sehe, wie Gott in *jedes* Menschenleben hineinwirkt. Gott arbeitet an jedem Menschenherzen, es kommt nur darauf an, ob wir dies auch erkennen. Darf ich ganz persönlich werden? Es kommt nur darauf an, ob Du das Wirken Gottes in Deinem Leben – oft unverständlich, oft unbegreiflich – siehst. Wie ich das meine, will ich an Hand einer Begegnung schildern, einer Begegnung auf einer meiner vielen berufsbedingten Auslandsreisen.

Den ganzen Tag war ich in Rio unterwegs gewesen, in dieser pulsierenden Stadt, die sich nur mit Hongkong, San Francisco oder Sydney vergleichen läßt. In Rio scheint alles zu leben. Ich sehe noch das Meer vor mir mit seinen grünblauen, schaumgekrönten Wellen, die sich am Horizont mit dem pastellfarbenen Himmel zu verschmelzen schienen. In Gedanken ließ ich den eben vergangenen Tag an mir vorüberziehen. Wie rasch vergehen doch zwölf Stunden. In der Erinnerung verwischt sich vieles; Menschen, Gespräche, Situationen – nur Fragmente bleiben erhalten. Ich sitze im Transitraum des Flughafens von Rio und bin müde. Ich freue mich schon über den Rückflug. Ich habe mir eine bequeme Maschine, ein Großraumflugzeug vom Typ Boeing 747, ausgewählt. Diese Maschine fliegt um 22.00 Uhr über Madrid nach Frankfurt, und von dort habe ich den Anschluß nach Zürich gebucht. Es gibt auch einen direkten Flug Rio – Zürich, aber der geht erst später und außerdem mit der wesentlich kleineren und unbequemerem Boeing 707 mit Zwischenlandung in Lissabon.

Alles verläuft planmäßig. Seit meiner Jugendzeit liebe ich das Fliegen. Ich bin im Flugzeug zu Hause und fühle mich in vertrauter Umgebung. Die Nacht geht schnell vorbei, ich bin ausgeruht. Da meldet der Flugzeugkommandant, daß wir in Lissabon statt in Madrid landen werden. Es gäbe in Spanien, so sagt er, einen Lotsenstreik. Nun, wenn man unterwegs nach Frankfurt ist, stört es nicht, ob nun in Lissabon oder Madrid zwischengelandet wird. Auch die Landung verlief einwandfrei, aber der Start nicht mehr. Der Kommandant bricht den Start ab und rollt zum Flughafengebäude zurück. Das Flugzeug habe einen Schaden, der im Moment nicht zu reparieren sei – wir sollten versuchen, mit anderen Flugzeugen weiterzukommen.

Da erinnerte ich mich an die zweite Maschine, die von Rio unterwegs nach Zürich ist und jetzt gleich in Lissabon eintreffen müßte. Also jene Maschine, die ich gestern nicht nehmen wollte. Hektisch wird das Gepäck zusammengesucht und umgebucht. Noch bevor ich fertig bin, kommt das Flugzeug an. In allerletzter Minute konnte ich noch einen Sitzplatz in der Ersten Klasse ergattern.

In solchen Situationen beginne ich zu fragen, wozu das alles geschieht. Was ist der Sinn dessen, daß ich in Rio das direkte Flugzeug nach Zürich nicht nehmen wollte, nun aber doch – nachdem meine Maschine statt in Madrid in Lissabon landete und dann wegen Motorschadens ausfiel – in dieser Boeing 707 sitze?

Ich betrachte den Mann neben mir und stelle mich vor. Als er seinen Namen nennt, klingelt es bei mir. Vor einigen Monaten habe ich bei meiner Schwester in der Schweiz seine Mutter getroffen, und sie hat mir damals von ihrem Sohn, einem selbständigen, erfolgreichen Diplomingenieur und Bauunternehmer, erzählt. Jetzt weiß ich, dieser Mann neben mir hat eine betende Mutter und befindet sich innerlich dort, wo ich war, als ich Jesus noch nicht gefunden hatte. Wie großartig sind doch Gottes Führungen.

Ich beginne zu lachen, und er sagt: „Schreiben Sie Bücher?“ Als ich nicke, lacht auch er. „Meine Mutter hat mir Ihr Buch ‚Zukunft ohne Hoffnung?‘ gegeben.“ Immer noch lachend schaue ich ihn an, ich freue mich über diese Begegnung und

sage: „Sehen Sie, solche Begegnungen sind der Grund, daß wir optimistisch in die Zukunft blicken können. Es gibt keine Zufälle, Gott wirkt in jedem Geschehen.“

Auch mein Nachbar ist betroffen. „Wissen Sie, auch ich sitze nicht auf meinem Stammplatz, denn normalerweise fliege ich gar nicht Erster Klasse, die Sekretärin, die den Flug buchte, hat sich geirrt.“

Wir sind beide Wirtschaftsmanager. Ich erzähle über meine Tätigkeit im Rahmen der Vereinten Nationen, über meine Erfahrungen als Delegierter der Welternährungskonferenz und Berater der Habitat; ich weise darauf hin, daß der Egoismus der Menschen das Geschaffene immer wieder zerstört. Der begrenzte, vergängliche Mensch, der sich selbst in den Mittelpunkt allen Geschehens stellt, geht immer im Kreis. Die Trümmer, die er hinter sich läßt, tauchen nach einigen Jahrzehnten wieder vor ihm auf.

Mein Nachbar hört interessiert zu und stellt gelegentlich Fragen. Ich erzähle, wie ich zum Buchtitel „Zukunft ohne Hoffnung?“ gekommen bin: Die Weltbevölkerung wächst heute in zehn Jahren um eine Milliarde Menschen. Die begrenzte Erde, auf der wir leben, kann diese Menschenmassen weder ernähren noch beschäftigen. Auf einer begrenzten Erde kann es kein unbegrenztes Wachstum geben. Allerdings, so sage ich, würde ich heute einen positiveren Titel wählen. Ich habe zwar „Zukunft ohne Hoffnung“ als Frage in den Raum gestellt, aber das Fragezeichen wird oft übersehen, und dann empfindet jeder den Titel als sehr pessimistisch. Dabei habe ich aber ein sehr optimistisches Buch geschrieben.

Eine Chance für jeden

Denn es gibt eine Chance, eine Chance für jeden einzelnen Menschen – die Umkehr zu Gott, ähnlich dem bekannten Gleichnis in der Bibel vom verlorenen Sohn. Wir Menschen dürfen uns selbst nicht mehr so wichtig nehmen und sollten statt dem eigenen Ich „Gott“ in den Mittelpunkt unseres Lebens stellen. Alle, die ganz bewußt Jesus Christus die Herrschaft über ihr Leben übergeben haben, erleben die Wahrheit

der biblischen Aussagen. Sie erfahren, daß Gott sie liebt, sie führt und daß alles, was in ihrem Leben geschieht, zu ihrem Besten dient.

So verfliegen die Stunden. Wir reden über die Evolution, über das Alter der Erde und immer wieder darüber, daß es ohne Gott einfach nicht geht, gar nicht gehen kann.

Mein Gesprächspartner ist voll dabei, er ist interessiert und ganz offen, aber seine Intelligenz wirkt wie eine Blockade. Als wir in Zürich landen, sind wir Freunde. Ich empfehle ihm, die Veranstaltungen einer mir nahestehenden christlichen Organisation zu besuchen. Dann gehen wir auseinander.

Monate später bekomme ich einen Brief von ihm. Er schreibt mir über die Probleme, die er mit dem Glauben hat. Er möchte glauben, aber er kann nicht. Ich schreibe ihm zurück, er steht mir nahe, denn auch mir ist es einmal so ergangen. Nach einigen Monaten wieder ein Brief, dieses Mal ein Freude ausstrahlender Brief. Er hat seine Intelligenzhürde überwunden und sein einsames, egoistisches, arrogantes „Ich“ Jesus ausgeliefert.

Er erzählte mir in seinem Brief, daß seine Frau, mit der er sich eng verbunden fühlt, lebensgefährlich erkrankte und wie er mit Gott haderte, und als die Erkrankung immer schlimmer wurde, ein Geschäft mit ihm machen wollte.

Sein Gebet lautete: „Herr, wenn sie wieder gesund wird, dann bin ich bereit, dir mein Leben auszuliefern und nach deinem Willen zu leben.“

Doch dieses Gebet erschütterte ihn zutiefst. „Wer bin ich“, so fragte er sich jetzt, „daß ich mit meinem Schöpfer so reden darf?“ Sein „Ich“ ist zusammengebrochen. „Mein Herr, nimm mich, so wie ich bin, mit all meinen Zweifeln, meinen Sorgen. Es geschehe dein Wille. Verzeih mir meine Sünden.“ Und jetzt hörte ihn Gott, mein Freund Hans wurde ein Kind Gottes. Und seine Frau – sie wurde gesund.

Wo stehst Du?

Geht es Dir ähnlich, wie es Hans und mir ergangen ist? Gott liebt seine Schöpfung, er liebt auch Dich, er ist Dir ganz nahe.

Suche ihn, und Du wirst ihn finden. Wenn Du alle Geschichten dieses Buches vergißt, schadet es nicht, lerne nur einen Bibelvers auswendig: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquicken.“

Dieses Wort ist an alle gerichtet. Jeder von uns kommt einmal in eine ähnliche Situation wie mein Freund Hans.

Wenn Du ganz unten bist, wenn Du keinen Ausweg mehr siehst, dann denke an dieses Wort Jesu. Du solltest in diesem Moment wissen, daß Du eine Zukunft hast, die über den Tod hinausreicht. Es ist jene Hoffnung, die Dich sagen läßt: „Und wenn ich wüßte, daß morgen die Welt untergeht, so würde ich heute doch noch ein Apfelbäumchen pflanzen, denn Gott ist der Herr der Geschichte.“

Eduard Ostermann



Christoffer Pfeiffer

Wegbereiter der Gnade Gottes

Morgenglanz der Ewigkeit

Es war an einem Sonntagmorgen, unmittelbar nach Kriegsende. Ich befand mich mit meiner Mutter im Gottesdienst einer uralten ostfriesischen Dorfkirche. Mein Vater war nicht dabei, er war von der Besatzungsmacht abgeholt und wegen seiner Zugehörigkeit zur Partei der Nationalsozialisten in ein ehemaliges Konzentrationslager, in dem politisch „Verdächtige“ abbüßen mußten, gebracht worden.

Die Gottesdienstgemeinde sang an jenem Morgen den mir bis heute liebsten Choral „Morgenglanz der Ewigkeit, Licht vom unerschöpften Lichte, schick uns diese Morgenzeit deine Strahlen zu Gesichte und vertreib durch deine Macht unsere Nacht“.

Mutter hat sich, ohne viel Reden zu machen, oft an diesen Vers geklammert. Ihr Leben spiegelte diesen Glanz wider. Zwar habe ich sie oft weinen sehen – ich glaube auch an jenem Gottesdienstmorgen –, aber der Glanz schimmerte auch durch ihre Tränen hindurch. Das hat mich Siebenjährigen tief beeindruckt.

Vater kam zurück, es begannen harte Jahre der Entbehrung, er war als ehemaliger Lehrer mehrere Jahre ohne Verdienst und mußte das Brot für uns hart verdienen. Keine Klage hörte ich aus seinem Munde, aber ich weiß, Mutter hat ihn mit ihrer schlichten und gelebten Frömmigkeit und ihrer vom Schöpfer geschenkten Frohnatur ermutigt.

Das Tischgebet ist auch in der schweren Zeit nicht verstummt. Jener Choral hat mich nicht mehr losgelassen, wenn ich auch seine tiefe Bedeutung erst Jahre später erfaßte.

Konfirmandenunterricht

Ich kam dann in den Konfirmandenunterricht. Ein junger, aus dem Krieg heimgekehrter Pastor hat uns mit brennender

Liebe Christus vor die Augen gemalt. Er hatte – für meine Begriffe heute – kein glückliches pädagogisches Geschick, um uns wilden Vierzehnjährigen die Botschaft des Evangeliums zu vermitteln. Die Disziplin im Unterricht hat oft stark gelitten. Aber eines ist mir unauslöschlich geblieben: die gewinnende Liebe Christi bestimmte ihn, und kurz vor der Konfirmation wurden wir Konfirmanden einzeln zu ihm gerufen, um, wie er sagte, nun eine Entscheidung für den zu treffen, der uns verlorene Menschen am meisten liebt.

Ich wußte, worum es ging, und habe, weil „mein Pastor“ mir den Weg bereitet hatte, am Tage meiner Konfirmation gerne und bewußt die Entscheidung für Christus vollzogen. Wie habe ich danach eine liebevolle Begleitung meines Seelsorgers auf den stürmischen Wegen meiner Pubertät erfahren, wie oft sind wir niedergekniet, auch wenn mir nicht danach zumute war. Und ich durfte dann Trümmer und Schutt meines jungen Lebens abladen.

Nie habe ich von ihm eine moralische Entrüstung erfahren, wenn so manches auf meinem Lebensweg offensichtlich danebenging. Im Gegenteil, durch ihn, meinen Konfirmator, strahlte die Barmherzigkeit hindurch, die sich wider das Gericht rühmt. In seiner Gegenwart schämte ich mich meiner Lieblosigkeit, und sie wurde überwunden durch Vergebung und Zuspruch, ohne die ich bis heute nicht leben möchte.

In diesen Zusammenhang gehören auch die Begegnungen mit der Mutter meines Freundes. Sie war mit ihrer Familie aus ihrer Heimat Ostpreußen vertrieben und mußte schmerzlich von neuem das ABC des täglichen Lebens, auch mit der Frage nach Brot und Verdienst, buchstabieren lernen. Unvergesslich bleibt mir, wie sie mich bei meinem Besuch in ihrer Familie auf den wackeligen, primitiven Küchenstuhl zog und nach der Frage nach meinem Ergehen ein Loblied anstimmte.

Mit ihrer herrlichen Sopranstimme sang sie: „Auf, Seele, Gott zu loben ...“ Und ich hatte für meine großen und kleinen Probleme die Blickrichtung gewonnen. Ich entdeckte den Horizont der vorausschauenden Gnade Gottes, dem unsere großen und kleinen Sorgen nicht gleichgültig sind.

Diese Mutter hat in ihrer Art versucht, auch in Not und

Entbehrung das Lob Gottes nicht zu unterschlagen, und sie hat mir damit einen unschätzbaren Dienst erwiesen.

Studium der Theologie

In meinem Studium der Theologie, in dem ich auch durch manche Tiefen hindurchgegangen bin, ist mir die Notwendigkeit der Begleitung durch die Gemeinschaft lebendiger Christen deutlich geworden. Wie man als Theologiestudent manchmal lächeln mag über die einfältigen Einsichten schlichter Gemeindeglieder, so sind diese mir doch zur Hilfe geworden, niemals die Position dessen zu verlieren, der bei aller theologischen Erkenntnis und Weisheit eine lebendige personale Beziehung zu Jesus Christus und die korrigierende Gemeinschaft der Heiligen nötig hat. All unser Wissen ist ja Stückwerk, sagt der Apostel, auch jedes theologische Denkbäude hat seine Zeit. Dabei war mir jungem Heißsporn schon wichtig zu begreifen, daß keine Theologie absoluten Charakter hat.

Im Dienst an- und miteinander

Wie steht so mancher Verkündiger auf einsamem Posten, als Gegenüber der Gemeinde, und wie wenig weiß er von der Gemeinschaft der Heiligen, in der wir füreinander verantwortlich, aufeinander angewiesen und miteinander verbunden sind.

Hat ein Prediger nicht diese Erfahrung gemacht, droht ihm das Abseits. Der Widersacher Gottes ist ja nicht dumm, die Schrift sagt, daß er wie ein brüllender Löwe umhergeht und sucht, wen er verschlingen kann. Wen, – das meint den einzelnen, das meint die Vereinzelung, die uns Verkündigern droht, sei es, weil die Gemeinde uns aufs Podest ihrer Erwartungen und Vorstellungen hebt, sei es, weil wir uns durch pastorales, pathetisches Gehabe auf dieses Podest gehoben haben.

Darum bin ich tief dankbar, in meiner letzten Gemeinde Schwestern und Brüdern begegnet zu sein, die mich vor

„pfarrherrlichem“ Getue bewahrt haben, indem sie mich zur brüderlichen Handreichung verpflichteten. Der Austausch über der Bibellese jeden Sonntagabend hat mir diese Gemeinde und ihre brüderliche Handreichung nahegebracht.

Eine alte Dame, wegen ihrer körperlichen und seelischen Gebrechlichkeit bekannt, hat mir ein Lehrstück dankbaren Lebens geliefert: „Ich finde jeden Tag noch etwas zum Danken!“

Auch die intensive geistliche Aussprache und Übung des Gebetes und des Fragens nach den notwendigen Schritten für die Gemeindegarbeit im Kreise von zwölf gläubigen Kirchengemeindevorstehern gehören hierher. Als mein Dienst in der Gemeinde zu Ende ging und mein Weg in den Deutschen Verband der Jugendbünde für entschiedenes Christentum sich abzeichnete, war ich für das brüderliche, helfende und wegweisende Wort meiner Glaubensgeschwister in Großalmerode sehr dankbar.

In meiner letzten Gemeinde Großalmerode sind mir priesterliche Menschen begegnet, die mich als Bruder und nicht als den „Herrn Pfarrer“ in ihre Mitte nahmen.

Die Gnade Gottes

Rückblickend kann ich die Konturen der unbegreiflichen Gnade Gottes erkennen und rühme ihn, der mich immer aufs neue betroffen und froh gemacht hat. Gnade ist ja nur ein anderes Wort für das Dabeisein Christi, hat ein Ausleger gesagt. Diese Gnade bewahrt mich vor mir selbst, vor meiner Selbstüberschätzung, aber auch vor Tiefstapelei. Gott will mich auf den Höhen und Tiefen meines Lebens bei sich haben. Vor ihm kann ich nur staunend und anbetend bekennen, daß die Gnade Gottes mir auch durch Menschen mitgeteilt wurde und mich durch ihre Gebrechlichkeit und Stärke, in ihren Begabungen und Grenzen erreichte.

Christoffer Pfeiffer



Erich Schnepel

Jesus disponiert den Weg seiner Leute

Ich stamme aus Kassel. Das Realgymnasium lag direkt meiner elterlichen Wohnung gegenüber. Doch ich bat meine Eltern, mich nicht dorthin zu schicken, sondern in das Wilhelms-Gymnasium auf dem Weinberg mit dem schönen Ausblick ins ganze Land und frischer Luft. Niemand konnte ahnen, daß das für mich wesentlich war. Auf dem Wilhelms-Gymnasium waren Latein und Griechisch Hauptfächer. Niemand wußte, daß ich einmal Theologie studieren würde, und dann würde ich diese Sprache brauchen.

Schulzeit

In der Obersekunda fragte mich ein Lehrer, ob ich einem kleinen Sextaner Nachhilfestunden geben wollte, damit er noch zu Ostern versetzt würde. Das tat ich mit Freuden, um mir Geld zu verdienen.

Als ich in das Haus dieses kleinen Sextaners kam, sah ich zum ersten Mal meine Frau. Sie war 11 Jahre alt. Ich entschloß mich auf der Stelle, sie zu heiraten. Einige Wochen später war ihr Bruder mein Freund, und ich erklärte ihm: „Ich will nicht deine ältere Schwester heiraten, sondern die kleine.“ So ist dieser Entschluß dokumentarisch belegt. Ich habe freilich 10 Jahre warten müssen. So disponiert Jesus den Weg seiner Leute im voraus. Ich kannte ihn nicht, aber er kannte mich. Und er hatte die richtige Kampfgenossin für Berlin-Ost und das Ringen um Pfarrer und Schwester ausgesucht.

Im Sommer fuhr die Familie nach Amrum an die Nordsee und nahm mich als Hauslehrer mit. Von einer Wattwanderung fuhren wir per Schiff zurück und konnten wegen Sturm nicht anlegen. Das Boot, in dem ich ausgebootet wurde, ging unter, und die Menschen klammerten sich an mich. Ich konnte schwimmen. Friesische Fischer retteten mich aus der Nordsee. Als ich ganz allein auf der Landungsbrücke auf ei-

nem alten Gepäckkarren klatschnaß saß, sprach Gott zum ersten Mal in meinem Leben zu mir.

Ich hatte nichts gegen Gott, aber er war offenbar am humanistischen Gymnasium nur eine Vokabel. Jetzt sprach er wirklich. Ich wußte auch sofort, was er sagte: „Eben hat Gott mit dir gesprochen.“ Ich wußte, ich hätte vor Gott gestanden, wenn ich ertrunken wäre. Beim Ertrinken selbst hatte ich gar keine Angst. Jetzt aber wußte ich, daß ich verloren gewesen wäre vor Gott.

Die Eltern meines kleinen Sextaners hatten ein Buch eines Südafrikaners aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt: „Jesus selbst“. Und der Vater meines Schülers schenkte mir dieses Büchlein zur Erinnerung an die Errettung vom Tode. Ich las es in den Dünen an der Nordsee. Jetzt sprach nicht nur das Buch zu mir: Ich merkte, daß Jesus selbst zu mir sprach. Ich wußte jetzt, daß er lebt.

Seitdem verbindet mich ein Band mit ihm bis heute.

In dem Haus an der Nordsee, in dem wir wohnten, kamen junge Männer zu einer Bibelstunde zusammen. Aus Höflichkeit ging ich auch hin. Ich war sehr erstaunt, daß der Leiter dieser Zusammenkunft meinte, wir hätten alle eine Bibel oder unser Neues Testament an die Nordsee mitgenommen. Ich wußte nicht, was ich mit einer Bibel im Sand an der Nordsee tun sollte. Ich war nun zum ersten Mal mit der Bibel zusammengetroffen.

Als ich heimkam nach Kassel, suchte ich mir sofort einen Bibelkreis für höhere Schüler. Dort traf ich einen Klassenkameraden. Er sagte zu mir: „Ich hätte nie gewagt, dich hierher einzuladen.“

Bis dahin ging ich nur in meinen Ruderclub. Der war mir das Schönste auf der Welt. Jetzt wurde mir mein Bibelkreis noch viel lieber. Den habe ich nie versäumt. Nach einigen Wochen dachte ich, ich müßte den Leiter des Bibelkreises doch einmal besuchen aus Höflichkeit. Ich wußte nicht, daß zu ihm viele junge Männer zu persönlichen Aussprachen kamen. Der Herr Güldner, den ich besuchte, dachte, der Erich Schnepel ist ein schüchterner junger Mann, und verwickelte mich in ein Gespräch, für das ich ihm bis heute dankbar bin. Nach einer Stunde sagte er zu mir: „Herr Schnepel, Sie wissen nun genau von Jesus, darf er Sie haben?“

Das war eine Disposition Jesu, der ihm diesen Satz in den Mund gab. Das sagt man nicht überall, aber hier stimmte es, weil es eine Disposition Jesu war. Ich überlegte eine Weile, dann sagte ich: „Ja.“ Daraufhin kniete er nieder und ich auch. Ich weiß nicht mehr, was er gebetet hat, aber ich weiß, was ich gebetet habe: „Herr Jesus, von heute ab bin ich dein eigen.“ Eine große Freude kam über mich. Es wurde mir sofort von Jesus bestätigt, daß ich jetzt sein Kind sei, daß er mich angenommen habe. Fröhlich zog ich durch die Nacht heimwärts zu meiner elterlichen Wohnung. Das war die Grunddisposition für meinen Weg im Leben mit Jesus.

Im Theologiestudium

Da ich jetzt so viel Freude an Jesus hatte, entschloß ich mich, Theologie zu studieren, um Jesus richtig kennenzulernen. Ich zog nach Tübingen. Ich mußte noch das Hebraicum machen. Erst von da ab zählte das theologische Studium.

Das Hebraicum in Tübingen ist mir nicht geraten. Es war zu schön sonst in Tübingen. Ich sagte mir: Noch einmal darfst du nicht nach Tübingen gehen, und ging nach Halle in eine dunkle Universität, wo gebüffelt wurde. Dort machte ich mein Hebraicum.

Es ging alles gut, aber kurz vor der Abgabe der Arbeit schob mir mein Nachbar, der meine Arbeit abgeschrieben hatte, seine Arbeit zu, denn das Wort, das ich nicht kannte, wußte er. Ich wollte nicht schwindeln, aber im letzten Augenblick übernahm ich doch dieses Wort. Die ganze Freude am guten Examen war vorbei. Nach zwei Jahren kam ich wieder nach Halle und habe meinem Professor gesagt, was damals war. Sehr gütig entließ er mich. Es war alles erledigt.

Aber Halle war die zweite große Weichenstellung in meinem Leben. Dort war ein Privatdozent namens Karl Heim, von den ordentlichen Professoren sehr verachtet. Er war hochgebildet. Die Studenten strömten zu ihm, ich auch. Ich versäumte keine Vorlesung. „Karl Heim war der klügste Kopf unseres Jahrhunderts in der Theologie“, sagte mir Professor

Brunner in Zürich. Er war imstande, mit allen Fakultäten das Gespräch zu führen.

Als er später nach Tübingen kam, reichte das Auditorium Maximum nicht aus. Er mußte im Festsaal lesen. Es kamen alle Fakultäten. Ihm verdanke ich, daß meine Theologie wirklich das brachte, was ich mir ersehnt hatte, daß ich Jesus ganz anders kennenlernte.

Im ersten Weltkrieg

Es kam der erste Weltkrieg. Ich mußte auch in den Krieg nach Rußland. Bei den großen Strapazen wurden wir so müde, daß ich gar kein Zelt mehr aufschlug, sondern einfach an der Straße schlief. Die ganze Welt der Universität war erloschen. Namen und alles war vergessen. Nur ein Name war noch ganz klar da: der Name *Jesus*. Da wurde mir klar, daß Jesus eben nicht nur ein Name ist, sondern er selbst Wirklichkeit ist. Und er selbst brachte sich immer wieder bei mir in Erinnerung. So blieb es die ganze Kriegezeit hindurch.

Wir wurden verschüttet vor Verdun und lagen unter der Erde, aber Jesus war auch da und sprach zu mir.

Unvergeßlich bleibt ein besonders schweres Erlebnis! Von Verdun kamen wir in das Oberelsaß zum Ausruhen. Da ich wußte, daß wir wieder bald eingesetzt werden sollten und die Division weitgehend aufgerieben würde, erbat ich mir Erlaubnis von meinem Bataillonskommandeur, zu den Kameraden abends sprechen zu dürfen. Das wurde sogar im Bataillonsbefehl bekanntgemacht.

Es kamen viele Offiziere und Mannschaften abends nach Dienstschluß trotz großer Müdigkeit. Aber ein Teil der Offiziere war wütend. Zwei Tage später hatte ich meine Strafversetzung. Ich kochte vor Wut und beschwerte mich bei meinem Regimentskommandeur und wollte Beschwerde einreichen bis ans Kabinett des Kaisers. Aber wir kamen zu einem neuen schweren Einsatz in die große Schlacht in der Champagne. Da verging einem alle Lust zur Beschwerde.

Als wir den Angriff begannen, stand in der Champagne ein großer Bergzug mit viel Wald, als wir sie verließen, waren nur

noch Trümmer und Trichterfelder da. Meine alte Kompanie, aus der ich strafversetzt war, hatte nur noch neun Mann. Ich lernte begreifen, was im Petrusbrief steht: „Er schalt nicht, da er gescholten ward, er stellte es aber dem anheim, der da recht richtet.“

Als wir im Ruhequartier hinten lagen, wurde ich zu einem Feldgottesdienst befohlen und erhielt dort das Eiserne Kreuz Erster Klasse, das der Kronprinz gestiftet hatte für den Offizier, der den Durchbruch an dieser Front verhindert hatte. Ich war zufällig an dieser Stelle gewesen und bekam es. Aber wer beschreibt mein Erstaunen, als mein alter Bataillonskommandeur auch zu diesem Feldgottesdienst erschien und vom Regiment befohlen war, mir zu dem Eisernen Kreuz Erster Klasse zu gratulieren. Er machte ein süß-saures Gesicht. So zeigt Gott auch Humor.

Nach Schluß dieses Feldzugs traf ich meinen alten Major auf einer Landstraße in Galizien. Er kam auf mich zu und reichte mir die Hand und sagte: „Schnepel, zwischen uns beiden ist es auch nicht immer so gewesen, wie es sein sollte.“ Jesus hatte mich rehabilitiert.

Nach dem Krieg fuhr ich mit meinem Freund zur Dorfmission und kam an dem Dorf vorbei, in dem dieser ehemalige Major sein Gut hatte. Wir gingen zu ihm hinein und besuchten ihn. Er freute sich sehr und lud uns zum Kaffee ein. Auf einmal sagte er: „Wie kam es eigentlich, Schnepel, daß Sie später nicht mehr bei mir waren?“ Ich verschwieg ihm, was gewesen war, aber ich freute mich, daß Jesus eine alte Sache so auslöschten kann, daß sie gar nicht mehr existiert.

Von Galizien kamen wir an die Isonzofront nach Italien. Am zweiten Tag nach einem großen Angriff lag meine Kompanie in erster Linie und mußte die erste Front bilden. Es ging über freie Wiesen, und ein Hagelwetter von Kugeln schlug uns entgegen. Ich versuchte als Kompanieführer herauszubekommen, wo die feindlichen Stellungen lagen. Kaum hatte ich mich gezeigt, da schlug ich schon den Abhang hinunter. Ich hatte einen Lungenschuß, der den ganzen Oberkörper durchschlagen hatte. Damit war meine Zeit als Soldat zu Ende.

Ich hatte menschlich gesehen eine gute Disposition getroffen, als ich zum aktiven Offizierkorps übertreten wollte, denn

es war mir darum gegangen, ein Missionar für Jesus in der Truppe zu sein, aber sie war dennoch falsch. Jesus korrigiert unsere falschen Dispositionen. Er wollte mich ganz woanders haben – an der Front im Berliner Osten als seinen Missionar unter der Arbeiterschaft.

Im Berliner Osten

Am 14. November 1917 traf ich fast sterbend im Lazarett in Jena ein. Drei Tage später war Maria Röttger, meine spätere Frau, mit ihrer Mutter bei mir. Wir verlobten uns. Der Schuß war für uns beide die Weichenstellung nach Berlin-Ost. Meine Frau war erst 21 Jahre alt, als sie mich heiratete und mit mir in die Revolution nach Berlin-Ost ging.

Es war eine stürmische Zeit, aber Hunderte und Tausende kamen zu uns, um von Jesus zu hören. Kirche und Pfarrer waren abgemeldet in der Revolution. Der Berliner Osten wurde mein Seminar für lebendige Gemeinde Jesu. Pfarrer und Studenten aus Deutschland und aus dem Ausland kamen zu uns, um das mitzuerleben. Das war großartig. Die Disposition Jesu hatte gestimmt. Ich sollte nicht Offizier sein, sondern Missionar im Berliner Osten.

Erich Schnepel



Emanuel Scholz

In Gottes Hand

Wenn wir diese Überschrift lesen, fragen wir unwillkürlich: Hat Gott denn Hände? Die Bibel beantwortet diese Frage an zahlreichen Stellen mit einem eindeutigen Ja. Gott hat Hände, aber ganz andere als wir: bessere, geschicktere, stärkere, ja allmächtige Hände.

Seine Hände sind seine Taten, seine Werke und seine Worte, die uns umgeben, tragen und erhalten. Gottes Hände, das sind auch die Hände unseres Heilandes Jesus Christus. Es sind die Hände, die er nach den Mühseligen und Beladenen, nach uns Lastträgern ausstreckt. Es sind die für uns ans Kreuz genagelten Hände, die uns erlösten und befreiten vom Fluch der Schuld und von der Macht der Sünde. Es sind die Hände, mit denen er Kinder segnete und Kranke heilte. Zugleich sind es die starken Vaterhände, die uns sicher am Abgrund und an den Gefahrenstellen unseres Lebens vorbeigeleiten. Und ebenso sind es die weichen und zarten Mutterhände, die uns tröstend und lindernd auf das Haupt und die schmerzenden Stellen unseres Lebens gelegt werden. Es sind die treuen und helfenden Freundeshände, die wir gerade im Engpaß der Not besonders dankbar ergreifen und erleben. In gleicher Weise sind es die Hände der Gnade, mit denen Gott unsere antichristliche Zeit noch hält, um Gelegenheit zu Buße und Umkehr zu geben. Von diesen Händen hat Jesus gesagt, daß nichts und niemand ein Kind Gottes daraus reißen kann, kein Mensch, kein Engel, kein Teufel, auch nicht der Tod. In diesen treuen Jesushänden dürfen wir geborgen, bewahrt und gerettet sein. In sie habe ich in jungen Jahren mein Leben vertrauensvoll gelegt, und der treue Herr hat mich stets in seiner Hand gehalten. Wie das praktisch aussah? Dazu drei Beispiele aus meinem Leben:

Mit 22 Jahren erkrankte ich während meines Studiums schwer. Alle verordneten Medikamente schlugen nicht an. Eines Tages spürte ich, wie ich allmählich das Bewußtsein verlor. Als letztes hörte ich noch die Worte des Arztes zu meiner Mutter: „Jetzt wird es wohl mit dem Jungen zu Ende gehen.“

Ich lag in tiefer Bewußtlosigkeit. In meinem Unterbewußtsein aber war ich hellwach. Da stellte der Herr mir die Frage: „Bist du bereit, heimzugehen?“ Ich antwortete: „Nein!“ Da erinnerte er mich an ein Gebet, das ich in den letzten Wochen manches Mal gesagt hatte: „Dein Wille, o Herr, ist mein Heil und das Beste für mein Leben. Deshalb übergebe ich mein Leben dir und deinem Willen ganz und völlig.“ Eine Stimme in meinem Unterbewußtsein fragte weiter: „Und wenn es Gottes Wille ist, daß du jetzt heimgehst?“ Ich wehrte mich dagegen: „Das kann nicht Gottes Wille sein. Ich habe mein Leben dem Herrn und seinem Dienst geweiht. Unter viel Mühe und Arbeit habe ich mir mein Theologie-Studium als Werkstudent verdient. Jetzt bin ich fast fertig, um Jesus zu dienen, und da soll ich sterben?“ Die Stimme in mir ließ aber nicht locker: „Aber wenn es doch Gottes Wille ist?“ Es gab einen längeren Kampf in meinem Innern, bis ich endlich bereit war, zu sagen: „Herr, wenn es dein Wille ist, daß ich jetzt sterbe, so bin ich dazu bereit und sage ja. Dein Wille geschehe.“ In diesem Augenblick schlug ich die Augen auf und erwachte zu neuem Leben. Zugleich rührte der Herr mich an, und ich ging bereits am folgenden Tag gesund spazieren. Dieses Erleben war für mich prägend in dem Wissen: Mein Leben ist allein in Gottes Hand.

Die nächste Lektion, die ich zu lernen hatte, war diese: Wenn mein Leben in Gottes Hand ist, dann bin ich nie mehr in der Hand der Menschen.

Als ich während des Krieges auf der Nachrichtenschule der Luftwaffe zur Ausbildung war, erreichte mich eines Tages ein Funkspruch, der mich sofort zum Gefechtsstand zurückrief. Dort erwartete mich der Gerichtsoffizier. Er legte mir die Hand auf die Schulter und erklärte: „Sie sind hiermit verhaftet.“ Ich hatte verschiedentlich Verfolgten des Naziregimes geholfen: Deutschen, Juden und Tschechen. Dabei hatte man Post an mich abgefangen, und die Geheime Staatspolizei, Leitstelle Prag, eröffnete den Prozeß gegen mich und klagte mich des Landesverrats an. Am Morgen der Gerichtsverhandlung bat ich den Herrn in der Stille, er möge mein Anwalt sein und mich davor bewahren, mehr auszusagen, als was ich gefragt würde, und auf keinen Fall eine Lüge auszusprechen,

um damit ein milderes Urteil zu erreichen. Als ich mich im Verlauf des stundenlangen Kreuzverhörs weigerte, einen Revers zu unterschreiben, der nicht der Wahrheit entsprach, erklärte mir der leitende SS-Offizier: „Ob Sie unterschreiben oder nicht, ist letztlich gleichgültig. Das Urteil über Sie steht fest, der Platz im Pfarrerblock in Dachau ist für Sie bereits reserviert.“ Im gleichen Augenblick aber sagte der Herr zu mir: „Mein Kind, sei ganz ruhig. Wenn du nach Dachau kommst, gehe ich auch mit dir durch das Tor des Konzentrationslagers.“ In der Mittagspause, als die Verhandlung unterbrochen wurde, hatte ich wieder Zeit zum Beten. Danach merkte ich, daß der Herr die Herzen der vernehmenden Offiziere lenkte, so daß sie mir nicht mehr so schroff entgegentraten. Als der Prozeß sich dem Ende zuneigte, erklärte der leitende Offizier: „Scholz, noch eine letzte Frage: Wie stehen Sie zur NS-Weltanschauung?“ In Sekundenschnelle sandte ich einen Gebetsseufzer nach oben und dachte: Sage ich: positiv, so lüge ich; sage ich aber: negativ, so heißt es: „als Staatsfeind ab nach Dachau“.

Da aber erlebte ich die Wahrheit des Wortes Jesu: „Wenn sie euch aber führen werden vor die Obrigkeit und vor die Gewaltigen, so sorget nicht, wie oder womit ihr euch verantworten oder was ihr sagen sollt; denn der Heilige Geist wird euch zu derselben Stunde lehren, was ihr sagen sollt“ (Lukas 12, 11 f). Der Heilige Geist gab mir die Antwort ins Herz, und ich erklärte: „Als Christ stehe ich auf dem Boden von Römer 13,1: ‚Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet‘. Deshalb bin ich auch bereit gewesen, Soldat zu werden.“ Der Richter merkte nicht, daß meine Worte keine Antwort auf seine Frage waren, sondern sagte zu dem Protokollführer: „Schreiben Sie: Scholz erklärt, er sei kein Feind des Nationalsozialismus.“ So endete die Gerichtsverhandlung unter der Verhängung von einigen Repressalien mit einem Freispruch. Wieder einmal durfte ich erleben: Mein Leben ist allein in Gottes Hand und nie in der Hand der Menschen. Dieses Wissen half mir auch, alle Bitterkeit, die sich in meinem Herzen festsetzen wollte, zu überwinden.

Nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft war ich Gemeindepfarrer in Bochum, als mich in ganz kurzer Zeit vier Rufe zu besonderen Diensten erreichten. In drei Fällen erklärten mir die anfragenden Brüder: Wir meinen, es ist der Wille des Herrn, daß du gerade diesem Dienst Folge leistest. Unter den vier Rufen war auch die Bitte, als Mitarbeiter in das Diakonissen-Mutterhaus nach Velbert zu kommen, das zum Deutschen Gemeinschafts-Diakonieverband gehört. Täglich lag ich auf meinen Knien und bat den Herrn, mir seinen Willen kundzutun. Wenn es nach dem Wunsch meines Herzens gegangen wäre, hätte ich den Ruf als Jugendpfarrer in das Siegerland angenommen.

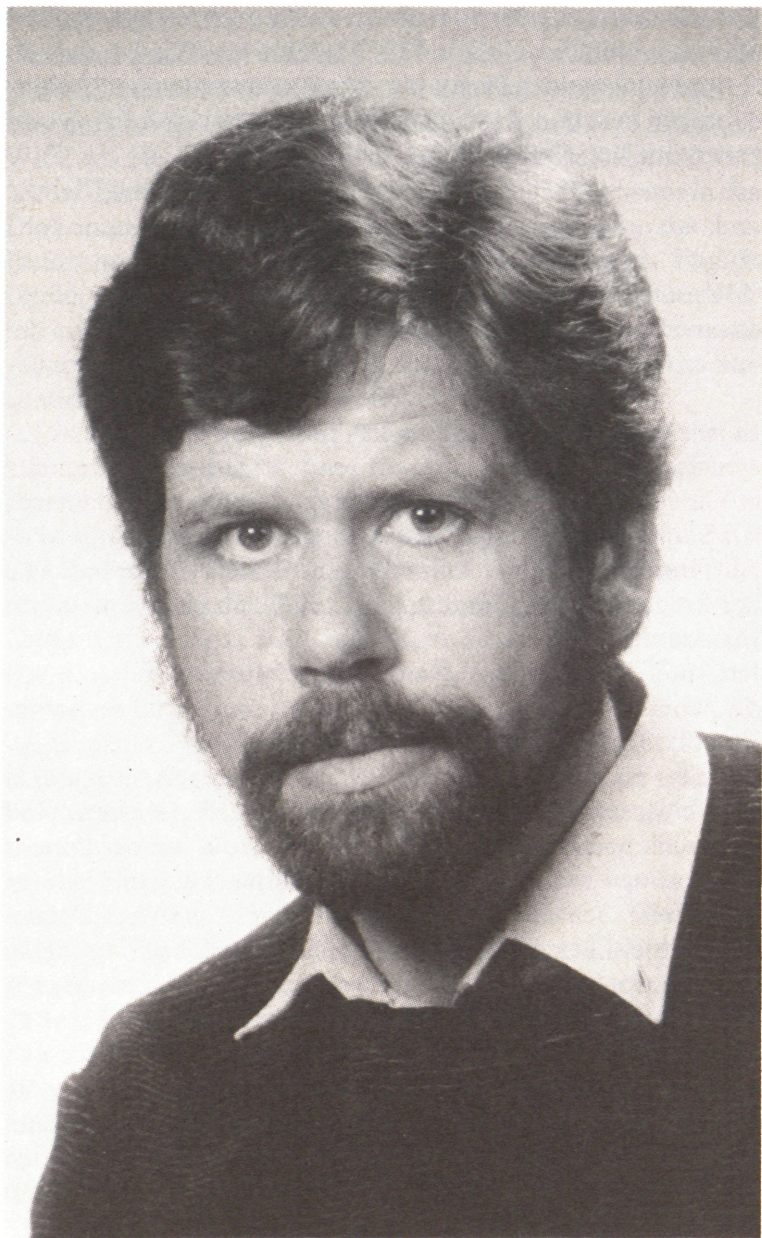
Ein Gedanke wurde mir immer klarer: In das Mutterhaus kannst du nicht gehen, denn für den Dienst als Diakonissen-Pfarrer bist du viel zu jung und geistlich zu unerfahren.

Wochen gingen ins Land. Eines Tages standen meine Eltern und meine Familie ganz plötzlich vor der Wohnungstür, nachdem sie von den Polen aus Schlesien ausgewiesen waren. Unter den wenigen Habseligkeiten, die sie mir mitbrachten, war – neben meinem Talar – auch meine Bibel. Dankbar schlug ich sie auf und las Jeremia 1,6 f.: „Ach, Herr, Herr, ich taue nicht zu predigen; denn ich bin zu jung. Der Herr sprach aber zu mir: Sage nicht: ‚Ich bin zu jung‘, sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende, und predigen alles, was ich dir gebiete.“ Dieses Wort hatte ich mir vor dem Krieg einmal in meiner Bibel angestrichen. In dem Augenblick wurde es für mich die Antwort vom Herrn auf mein Gebet. Gleich am nächsten Tag fuhr ich in die Bleibergquelle und besprach die Fragen meines Dienstes dort, den ich wenige Wochen später antrat. Inzwischen sind über 37 Jahre vergangen, daß ich im Deutschen Gemeinschafts-Diakonieverband als Mitarbeiter arbeiten darf. Dabei kann ich dem Herrn nur von ganzem Herzen danken, daß er meinen Weg so geführt und mein Leben durch den Dienst als Diakonissen-Pfarrer so reich gemacht hat.

Das waren drei kurze Begebenheiten aus meinem Leben zu dem Thema: In Gottes Hand. Diese Gewißheit ist für mich immer wieder neu beglückend, daß mein Leben allein in der Hand meines Herrn ist und nie in der Hand der Menschen, der

Verhältnisse oder der Elemente. Auch nach meinen beiden schweren Unfällen 1968 und 1972 half mir das Wissen, daß ich in der Hand meines Herrn bin, die Beschwerden und Behinderungen in seiner Kraft zu tragen und dennoch fröhlich und getrost meinen Dienst zu tun.

Emanuel Scholz



Wilhelm Weiland

Kennen wir Jesus?

Der Gottesdienst war kaum zu Ende, da stand er schon vor mir und schaute mich scharf an: „Erkennen Sie mich?“, fragte er dann in zwar höflichem, aber doch sehr bestimmtem Ton. „Eigentlich müßten Sie mich auf jeden Fall kennen!“

Ich sah ihn an, wie er da vor mir stand: jung, vielleicht 25, etwas blaß im Gesicht, aber mit hellen, wachen Augen, die immer noch auf- und herausfordernd auf mich gerichtet waren. Ich war mir sicher, ihn nie zuvor kennengelernt zu haben. Es wäre auch ziemlich unwahrscheinlich gewesen.

Seit 3 Monaten erst arbeitete ich als Pfarrer in einem der größten Psychiatrischen Landeskrankenhäuser Süddeutschlands, und ich war gerade dabei, die einzelnen Patienten kennenzulernen. Also steckte wohl eine andere Absicht hinter der Frage als die, Erinnerungen an vergangene, gemeinsam verbrachte Tage oder Stunden miteinander auszutauschen. Ich wußte bloß noch nicht, welche, aber mir war klar, daß ich sie herausbekommen mußte, wenn ich mit dem Patienten in ein hilfreiches Gespräch kommen wollte.

Jede Frage ist zugleich eine Antwort: Sie verrät nämlich auch etwas über den Fragesteller und dessen Interessen. Und so beschloß ich, diese kleine Information, die mir der Patient durch seine Frage gegeben hatte, so hilfreich wie möglich für unser Gespräch einzusetzen. Ich antwortete mit einer Gegenfrage: „Sie sind also überzeugt davon, daß ich, als Pfarrer, Sie in jedem Fall kennen müßte! Ist das richtig?“ „Ja, klar, Sie haben das doch gerade in Ihrer Predigt betont!“

Jetzt wurde ich hellhörig! Gesprochen hatte ich über den Text Johannes 14,6 + 7: „Jesus spricht: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater, denn durch mich. Wenn ihr mich erkannt habt, so werdet ihr auch meinen Vater erkennen. Und von nun an kennt ihr ihn und habt ihn gesehen.“

Thema meiner Predigt war die zentrale Aussage, daß der einzige Weg zur Erkenntnis Gottes über den Sohn Jesus Christus führt. Und von daher stellte ich meine Krankenhausge-

meinde immer und immer wieder eindringlich vor die Frage: „Kennen Sie Jesus?“

Mit einem Mal sah ich klar für das Gespräch mit meinem Patienten: „Sie glauben also tatsächlich, Sie seien“ – und hier machte ich absichtlich eine erwartungsvolle Pause, damit mein Gegenüber die von mir angetippte Vermutung ergänzen könnte, was er auch ohne Zögern tat: „Jesus Christus!“, vollendete er meinen Satz, und wie zur Bestätigung seiner Aussage fuhr er fort: „Sie als Pfarrer, als Diener Gottes, müssen das doch wissen! Sie müssen doch Jesus kennen, und folgerichtig müssen Sie auch mich kennen!“

Ich erinnere mich nicht mehr daran, welchen Verlauf unser Gespräch nach dieser offensichtlich für beide Seiten befreienden Erkenntnis genommen hat; geblieben ist mir bis heute die eindringliche Aussage des jungen Mannes von damals: „Sie als Pfarrer müssen doch Jesus kennen!“

Kennen wir Jesus?

Mein Konfirmationsspruch klang seinerzeit wie ein Befehl und eine Warnung zugleich in meinen Ohren: „Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes!“ Ich wußte, nicht nur mein Konfirmator, nicht nur meine gläubigen Eltern hätten es gerne gesehen, wenn ich mich spontan und rückhaltlos für die Theologie hätte entscheiden können – Gott wollte es auch. Nur ich wollte nicht.

Ich hätte gerne etwas anderes, in meinen Augen viel Attraktiveres studiert, und ich war ständig dabei, immer neue Begabungen an mir zu entdecken – Begabungen, die mir ja Gott selbst geschenkt hatte! –, die mich für einen anderen Beruf als den des Pfarrers in besonderer Weise qualifizierten.

Aber es gibt offensichtlich in unserem Leben so etwas wie ein göttliches Muß, das sich über unsere kleinen, eigensinnigen Wünsche souverän hinwegsetzt: Im Reiche Gottes gibt es nicht nur Jesajas, die sich freiwillig zum Dienst der Verkündigung melden, sondern es gibt auch Jeremias, die alle möglichen Vorbehalte Gott gegenüber anführen und die sich schließlich doch zum Dienst überreden lassen, weil Gott ihnen in ihrem Leben zu stark geworden ist. Meine Fluchtversuche, das Psychologiestudium, die verschiedenen Psychothera-

pieausbildungen endeten alle wieder bei der Theologie: Gott hatte gewonnen!

Heute weiß ich, daß all das in meinem Leben, was mir zunächst als so grundsätzlich sich einander ausschließend erschien, in Wirklichkeit ein großes zusammenhängendes Ganzes war: Die Psychologie, die Psychotherapie sind für mich inzwischen nicht länger Ersatzlösungen, berufliche Alternativen zur Theologie und Seelsorge, sondern Hilfen von unschätzbarem Wert in meinem seelsorgerlichen Bemühen um den Mitmenschen. Ich habe erkannt, daß Gott auf diesem Gebiet für mich eine wichtige, wenn auch schwierige, letztendlich aber auch wieder schöne und lohnende Aufgabe bereithält.

Ist es doch so, daß gerade, was den Bereich der Psychologie und Psychotherapie betrifft, in gläubigen Kreisen auch heute noch weitgehend Unsicherheit herrscht! Darf man als Christ zum Psychotherapeuten oder Psychoanalytiker gehen? So lautet eine Frage, die mir so oder in ähnlicher Form von ungezählten Menschen gestellt wurde!

Wir haben uns inzwischen daran gewöhnt, bei körperlichen Krankheiten ganz selbstverständlich zum Arzt zu gehen; bei seelischen Störungen dagegen sind viele von uns ratlos, wie sie sich am besten verhalten sollen. Einige ganz besonders Fromme vertreten gar die Ansicht, daß ein wirklich gläubiger Christ gar nicht erst psychisch krank werden könne – eine Meinung, die so unsinnig ist wie die Behauptung: Wer zum Glauben an Jesus Christus gekommen ist, bekommt keinen Schnupfen mehr!

Die Wahrheit dagegen ist, daß auch gläubige Christen krank werden können, auch psychisch krank, denn der Glaube an Jesus Christus schützt und bewahrt uns nicht vor den vielfältigen Formen des Leidens, die dieses Leben für jeden von uns bereithält, und wer krank ist, braucht einen Arzt oder Therapeuten. Allerdings – aber das setze ich eigentlich als Selbstverständlichkeit voraus, sollte man sich seinen Therapeuten sehr genau aussuchen!

Damit sage ich nicht, daß wir nicht mit- und füreinander beten sollen, wenn wir uns in Not, besonders auch in seelischer Not und Krankheit befinden. Gott sei Dank können und

dürfen wir uns mit allen unseren Fragen und Sorgen an Gott wenden! Aber der Vorschlag eines Bruders aus der Pfingstgemeinde, er wolle mit mir zusammen vier Wochen lang beten für die 1300 psychisch kranken Menschen des Krankenhauses, an dem ich arbeite, und ich werde sehen, dann sei das Krankenhaus leer, weil alle geheilt seien, führt auf einen mit der Bibel unvereinbaren Holzweg.

Auch Jesus hat nicht alle, nicht einmal die meisten Menschen seiner Zeit geheilt, sondern im Grund genommen immer nur wenige. Die Mehrzahl der Kranken blieb weiterhin krank, litt weiterhin Schmerzen und verbrachte leidvolle Tage im Krankenhaus. Das Wunder der Heilung blieb immer die besondere Ausnahme, die nur wenige erleben durften.

Denn Jesus ist nicht gekommen, um die Menschen von ihrem Kranksein zu befreien, er brachte nicht in erster Linie die Heilung, sondern das Heil, die Versöhnung mit Gott! Und dieses Angebot gilt allen. Ausnahmslos!

Mit unseren Krankheiten, unseren psychischen Problemen, unseren Depressionen dagegen werden wir – auch als Christen – unter Umständen lernen müssen zu leben.

Kennen wir Jesus? Ich selbst kenne ihn seit vielen Jahren; aber ob ich ihn wirklich kenne – wer weiß? Die Jünger, die mit Jesus jahrelang umhergezogen waren, tagtäglich hautnahen Kontakt mit ihm hatten, glaubten auch, ihn zu kennen, und am Ende, am Karfreitag und Ostern, zeigte sich, daß sie sich allesamt in ihm getäuscht hatten.

Ihn zu kennen ist auch heute noch ein aufregendes Abenteuer. Er begegnet mir im Lesen der Bibel, aber auch in den vielen Begegnungen, die ich jeden Tag mit den Menschen, die ich liebe, habe.

Und dabei zeigt er sich mir von immer neuen, überraschenden Seiten: vertraut und mich bestätigend, aber auch fremd und mich in Frage stellend. Und ich erkenne, daß es da noch vieles an Jesus zu entdecken gibt und daß es sich jeden Tag neu lohnt, ihn kennenzulernen.

Wilhelm Weiland



Bernd Wetzel

„Missionszelt“ – Vom Fremdwort zum Hauptwort

Große Bier- und Weinzelte auf dem Cannstatter Wasen waren mir bekannt. Dort war ich zu Hause. Was ein Missionszelt ist, wußte ich jedoch nicht. Auch in meiner Heimatgemeinde, Stuttgart-Weilimdorf, kannte dieses Zelt fast niemand. Doch das änderte sich, als Gott in mein Leben trat.

Die „Konfirmationen“

Konfirmiert wurde ich 1953. Dabei habe ich, wie so viele andere, nicht begriffen, um was es dabei ging. Erst sechs Jahre später konnte ich meine „Konfirmation“ richtig feiern. Es war während zwei Verkündigungswochen in Stuttgart-Feuerbach und im evangelischen Gemeindehaus in Weil der Stadt. Mir wurde klar: In Jesus Christus sagt Gott „ja“ zu mir. Gottes „Ja“ zu mir am Kreuz sollte schon sichtbar in der Taufe werden. Durch mein „Ja“ bei meiner „nachgeholt“ Konfirmation wurde es rechtsgültig. Das blieb im Alltag nicht verborgen.

Mein wichtigstes Hobby umschrieb ich bisher mit dem Lied: „Fußball, du alleine, du alleine sollst meine Freude sein.“ Bis dahin wußte ich: Ein gutes Frühstück kann einen Tag lang halten, ein gewonnenes Fußballspiel Freude für eine Woche bringen und eine gute Ehe ein Leben lang glücklich sein. – Aber ich wußte nicht, daß Jesus Christus Freude bringt für eine ganze Ewigkeit.

Jetzt hieß mein neues Lied: „Jesus, du allein, du allein sollst meine Freude sein.“ Ich hatte die Freude entdeckt. – Doch viele meiner Zeitgenossen lebten als „Christen“ ohne Christus und somit ohne echte Freude. So war es ganz nach meinem Wunsch, als die Verantwortlichen unserer Landeskirchlichen Gemeinschaft das Zelt „riefen“.

Das Angebot Gottes in Jesus Christus sollte jedem nahegebracht werden.

Jetzt lernte ich zum ersten Mal ein Missionszelt kennen.

Es hatte Ähnlichkeit mit den Bier- und Weinzelten. Doch die Zielsetzung war radikal anders. –

Als junger Christ wurde ich für zwei Aufgaben eingesetzt: am Ausgang den Opferkasten halten und mit dem Lastkraftwagen meines Vaters das Zelt transportieren.

Ein nicht alltäglicher Handel

Es war nicht Zufall, sondern Führung Gottes, daß der neue Einsatzort des Zeltes der war, wo ich arbeitete. Ich lud meine Arbeitskollegen ein. Doch das Echo war gering. Sie dagegen bearbeiteten mich, daß ich doch beim nächsten Firmenfußballspiel mitwirken sollte.

Dazu hatte ich keine so rechte Lust mehr. Dann kam mir eine Idee: „Gut, ich spiele, wenn sieben Mann von der Mannschaft an einem Abend ins Zelt gehen.“

Jetzt war ich gespannt, ob sie auf diesen nicht alltäglichen „Handel“ eingehen würden. Nach längeren Beratungen wurden sieben Mann gefunden, die das fromme Abenteuer mitmachen würden. Ich sehe sie noch vor dem Zelt stehen, wie sie warten, bis es endlich losgeht. Mutig haben sie dann die „Zeltschwelle“ überschritten. Bekehrt haben sie sich nicht, aber die Botschaft gehört.

Ausbildung im Missionsseminar

Nach diesen beiden Zelteinsätzen kamen die Missionszelte für einige Zeit aus meinem Blickfeld. Ich war im Missionsseminar in Bad Liebenzell gelandet. Die Ausbildung dauerte fünf Jahre.

Bald bekam ich mit, daß für die Zeltmission Seminaristen als Zeltdiakone abgestellt wurden. Ich war allerdings nicht im Gespräch. Schreiner hatten die „Vorfahrt“, und ich war ja „nur“ Kaufmann.

Der Zeltsommer 1962 war schon im Gange. Da wurde entschieden: Ich sollte Zeltdiakon werden. Jetzt

begann eine sehr wichtige Zeit für mich. Aus einem Sommer wurden drei. 23 Orte sollten es werden, wo ich miterleben konnte, wie Hunderte und Tausende unter Gottes Wort kamen und etliche sich für Jesus Christus entschieden. Ich war bei den Zelteinsätzen für den äußeren Ablauf verantwortlich.

Eine schöne Aufgabe war auch die wichtige Kinderarbeit. Die „Zeltluft“ wurde immer mehr zu meinem Lebenselement. Aus dieser Zeit will ich zwei Erlebnisse herausgreifen, die mein Leben und den Dienst stark prägen sollten.

Einer der 23 Einsätze war in meinem Heimatort. Es war mir eine große Freude, daß aus meinem Bekannten- und Verwandtenkreis Menschen unter das Zeltdach kamen. Als Diakon wurde man zum Essen eingeladen. An einem Sonntag war ich Gast bei einem ehemaligen Fußballkollegen. Seine Eltern hatten eine Metzgerei. Ich wollte gerade gehen, da kam die Schwester meines Freundes vom Tennisspielen. Wir tauschten ein paar belanglose Worte aus, und ich lud auch sie herzlich zum Zelt ein. Zwei Tage später saß die ganze Familie im Zelt. Gerade die Schwester meines Freundes war angesprochen und kam wieder. Einige Monate danach entschied sie sich auf einer Freizeit klar für Jesus Christus. Daß sie später meine Frau werden sollte, das ahnte damals niemand.

An einem anderen Ort füllte sich das Zelt Abend für Abend. Wir Diakone hatten für den äußeren Ablauf zu sorgen. Als gegen 20.00 Uhr noch kein Redner da war, brach die Frage auf: „Was dann, wenn...?“ Aber wir hofften immer noch, daß sich der Redner nur verspätet hatte. Doch er kam nicht. Nach einem kurzen Gebetsseufzer wählte ich einen schon ausgearbeiteten Evangelisationsvortrag aus. Der richtige „Kittel“ wurde gesucht und die Krawatte umgebunden. Das Zittern kannte ich schon vom Fußballspielen. Jetzt setzte sich dies auf der Zeltkanzel fort. Auch da ahnte wohl niemand, daß diesem ersten Auftritt noch hunderte im Laufe der Jahre folgen sollten.

Erfahrungen und Erlebnisse mit der Zeltmission

Die Zeit des Praktikums im Zelt ging zu Ende. Es hieß also Abschiednehmen vom geliebten Missionszelt. Doch es kam wieder anders. Ich wurde in die Zeltgeschäftsstelle versetzt. Dort wurde ich erneut fast täglich mit der Zeltmission konfrontiert.

So kam bald nach der Einsegnung zum Dienst in Bad Liebenzell der Auftrag zur ersten Zeltevangelisation.

Nach sieben Jahren des Dienstes wurde mir die Aufgabe der Zeltleitung zugeteilt. Bald sollten in Zukunft nicht nur zwei, sondern drei Zelte unterwegs sein.

Aus der Fülle von über zwanzig Zeltsommern möchte ich zwei Erlebnisse herausgreifen:

Das Zelt stand an einem Ort mit etwa 1000 Einwohnern. Der Zeltplatz gehörte einem Bauunternehmer. Gegen Ende des Einsatzes besuchten wir ihn, um zu fragen, was wir schuldig seien.

Wir merkten, daß er der Kirche sehr nahestand und auch für das Christentum etwas „übrig“ hatte. Wir versuchten ihm deutlich zu machen: In erster Linie ist entscheidend, was Gott in Jesus Christus für uns getan hat. Nicht, was wir tun.

Beim Abschied versprach er, auch einmal ins Zelt zu kommen. Am vorletzten Abend war er unter den Zuhörern. Danach bat er um ein Gespräch. Er bekundete, daß er jetzt begriffen habe, was Jesus Christus für ihn bedeutet. Am letzten Abend bekannte er sich dann, neben vielen anderen, zu Jesus Christus.

Nach Wochen erhielt ich von ihm eine Karte aus Bad Wörschhofen, wo er noch einmal seinen Dank gegen Gott zum Ausdruck brachte für das Erleben im Zelt.

Wieder einige Zeit später erfuhr ich, daß der Bauunternehmer, noch in der Kur, auf dem Weg zu einer Kirche tot umfiel. So wurde er nur wenige Wochen nach der Zeltmission beerdigt. Wie gut, daß er kam und eine klare Entscheidung für Jesus Christus traf.

Wir begrüßten in Südtirol auf einer Skifreizeit die Teilneh-

mer. Eine ganze Familie reiste an. Bei der Vorstellung erzählte die mir bis dahin unbekannte Frau, daß sie am letzten Abend bei der Zeltmission zum Glauben an Jesus kam. Inzwischen gehen der Mann und die beiden Söhne auch den Weg mit.

Schon auf der Freizeit stellte sich heraus, daß sie nicht nur fromme Genießer sein wollten, sondern sich voll und ganz für die missionarische Arbeit einsetzten. Sie durften erleben, wie durch sie andere zum Glauben kamen. Wie gut, daß auch wir in der Zeltmission nicht unter „Erfolgszwang“ und „Leistungsdruck“ stehen müssen, sondern im Gehorsam unserem Herrn gegenüber.

Missionszelt – für mich wurde aus dem Fremdwort ein Hauptwort. Hunderte bekennen das gleiche.

An diesem neutralen Ort haben Hunderttausende die zentrale Botschaft von dem großen „Ja“ Gottes in Jesus Christus gehört. Etliche haben ihr kleines „Ja“ dazu gegeben und sind so die bedeutendste Verbindung eingegangen; nämlich die Verbindung des kleinen Menschen mit dem großen ewigen Gott.

Bernd Wetzel

WEITERE BÜCHER AUS UNSEREM VERLAG:

Traugott Thoma

Der Weg zur Freude

Reihe: Mit Gott im Alltag – Farbfoto-Texthefte Nr. 33
16 Seiten, 8 Farbfotos

Traugott Thoma

Ruhe und Geborgenheit

Reihe: Mit Gott im Alltag – Farbfoto-Texthefte Nr. 34
16 Seiten, 8 Farbfotos

Diese beiden Hefte eignen sich als Briefbeilagen, für Besuche bei Kranken und Gesunden usw. Sie zeichnen sich aus durch leicht lesbare Texte und Kurzgeschichten, die durch schöne Farbfotos ergänzt werden. Es sind Bildbändchen, deren Betrachtung Freude und Mut machen.

Traugott Thoma

Vom Amboß auf die Kanzel

Aus dem Leben des Evangelisten Gottlieb Weiland

TELOS-Taschenbuch Nr. 153, 144 Seiten, 2. Auflage

Auf den Seiten dieses kurzen Lebensbildes läßt der Verfasser oft G. Weiland selber zu Wort kommen, z. B. in den Kapiteln: Erlebnisse aus der Jugendzeit; Wie er seine Frau fand; 17 Monate Kriegsgefangenschaft; Am Grab des ältesten Sohnes; Unterwegs mit der Zeltmission. Packend und volkstümlich schildert der Autor, den Gottlieb Weiland schon in der Jugendzeit entscheidend prägte, die verschiedenen Stationen dieses reicherfüllten Lebens.

Neu bearbeitet von Traugott Thoma:

Ernst Modersohn

Die geistliche Waffenrüstung der Kinder Gottes

TELOS-Wege zum Leben Nr. 2504, 64 Seiten, 4. Auflage
der Neubearbeitung

Der bekannte Evangelist Ernst Modersohn bietet eine praktische, ins alltägliche Leben hinein sprechende Auslegung von Epheser 6, 10ff. – der „geistlichen Waffenrüstung für Kinder Gottes“. Dabei hat er seine reiche Erfahrung als Seelsorger einfließen lassen.

Ein Buch, das die Schätze des Wortes Gottes aufzeigt und praktische Schritte weist, aus diesen zu schöpfen.

Traugott Thoma (Hrsg.)

Mein liebstes Buch – die Bibel

Erich Schnepel, Wilhelm Busch, Konrad Eißler, Hans Rohrbach, Gerhard Bergmann, Willy Scheyhing, Sofie Weiland

TELOS-Taschenbuch Nr. 389, 96 Seiten, 2. erw. Auflage

Die Autoren berichten in diesem Buch ergreifend über ihren Weg zur Bibel und mit der Bibel. Nüchtern und packend führen sie aus, was die Heilige Schrift ihnen bedeutet.

Traugott Thoma (Hrsg.)

Glückselig die Friedensstifter

Eine praktische Auslegung der Seligpreisungen

Mit Beiträgen von Konrad Eißler, Volker Steinhoff, Fritz Grünzweig, Werner Weiland, Heiko Krimmer

TELOS-Taschenbuch Nr. 404, 96 Seiten

Die Bergpredigt und die Seligpreisungen spielen in der öffentlichen Diskussion, vor allem in den Friedensinitiativen, seit langem eine beachtliche Rolle. Nur zu oft wird dabei die Bergpredigt so lange umgebogen, bis sie in die eigene politische, theologische oder utopische Vorstellungswelt paßt. Umso dankbarer ist man deshalb für das von Traugott Thoma vorgelegte Taschenbuch mit seinen sehr lesens- und bedenkenswerten Beiträgen namhafter Autoren zu den einzelnen Seligpreisungen.

Kurt Heimbucher/Traugott Thoma (Hrsg.)

Diener Jesu Christi

Bekannte Persönlichkeiten berichten aus ihrem Leben

Mit Beiträgen von Kurt Heimbucher, Dr. Gerhard Bergmann (von Traugott Thoma), Wilhelm Busch, Paul Deitenbeck,

Konrad Eißler, D. Fritz Grünzweig, Heinrich Kemner, Prof. D. Dr. Adolf Köberle, Dr. Heiko Krimmer, Ernst Krupka, Prof. Dr. Hans Rohrbach, Leonhard Roth, Paul Walter Schäfer, Willy Scheyhing, Erich Schnepel, Ernst Vatter

EDITION C Nr. C 133, Ppb., 144 Seiten, mit 18 Fotos

Jedem der einzelnen Beiträge merkt man seine originelle, prägende Ausdrucksweise an: Wie Jesus Christus der Herr heute am Werk ist, daß er Menschen in seinen Dienst beruft, sie führt und zum Dienst befähigt. Der Tenor dieses Buches – alle Menschen brauchen Christus. Das Leben und die Erfahrungen der Glaubensmänner ist ein Anschauungsunterricht von der Kraft des Evangeliums.



Bekannte Persönlichkeiten erzählen aus ihrem Leben

Mit Beiträgen von Emmi Busch (von Traugott Thoma), Ernst Decker, Elisabeth Sauter-Dreibach, Carl Eichhorn (von Ernst Browarzik/Gerhard Brendel), Gerhard Engelhard, Hermann Findeisen, Alfred Gajan, Martin Holland, David Jaffin, Wilfried Mann, Eduard Ostermann, Arno Pagel, Christoffer Pfeiffer, Erich Schnepel, Emanuel Scholz, Wilhelm Weiland und Bernd Wetzel.



Dieses Buch faßt ein großes Bündel Lebenserfahrungen zusammen – und das von Menschen, die vielen bekannt geworden sind. Darin wird die Vielfalt der göttlichen Führungen deutlich: in Krankheit und Heilung, in Nachfolge und Zeugnis, im Alltag, in Kampf und Dienst, Anfechtung und Überwindung, im Geborgensein unter Gottes Hut. Ein mutmachendes Buch: Das besondere Geschenk für zahlreiche Anlässe, für Christen und Nichtchristen, Biographienleser, für Kranke und Angefochtene, für junge Leute, die Vorbilder suchen.

**Kurt
Heimbucher/
Traugott
Thoma
(Hrsg.)**

Dieses Buch ist ein in sich abgeschlossener Folgeband zum bereits weitverbreiteten Titel »Diener Jesu Christi«, geschrieben von weiteren bekannten Autoren und ebenfalls herausgegeben von Kurt Heimbucher und Traugott Thoma.

ISBN 3 88002 276 3



**Verlag der
Liebenzeller Mission
Bad Liebenzell**

EDITION C